

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XII. JAHRGANG 1935

11.

HEFT / NOVEMBER

Geopolitik des Mittelmeers

Hummel: Der Mittelmeer-Raum

Hummel: Reichsbildungen im Mittelmeer-Raum

Siewert: Frankreichs Stellung im Mittelmeer I

Colin Ross: Vom Weißen Gott zum Ende der Weißen Götter III

**— auch dem Spötter! — Was wird Ibn Saud mit seinen Öiquellen tun? — Neue Wege der
SA-Kulturpropaganda in Ibero-Amerika — Studentische Jugend und Außenpolitik —
Ist Geopolitik Auslandskunde?**

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen,
Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTFÜHRUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XII. JAHRGANG / HEFT 11 / NOVEMBER 1935

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>H. Hummel: Der Mittelmeer-Raum</i>	655
<i>H. Hummel: Die Reichsbildungen des Mittelmeer-Raumes</i>	668
<i>W. Siewert: Frankreichs Stellung im Mittelmeer I</i>	682
<i>C. Ross: Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter III</i>	691

BERICHTE

<i>Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt</i>	702
<i>Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum</i>	705

SPÄNE	713
--------------------	-----

LITERATURBERICHT

<i>Kurt Vowinckel: Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen</i>	716
<i>Rupert von Schumacher: Geopolitische Faustskizze: Bayern</i>	716
<i>Büchertafel</i>	718

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzel M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.10, bei Zahlung in fremder Währung
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhalts-
verzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H. / LUDWIGSHAFEN 124 61 / WIEN 559 18 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

A N S C H R I F T E N D E R M I T A R B E I T E R

Dr. Albrecht Haushofer, Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik,
Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl Haushofer, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität,
München O 27, Kolberger Str. 18 — Hans Hummel, Berlin-Friedenau, Ringstr. 46 — Dr. Josef März,
Berlin-Halensee, Seesener Str. — Herbert Müller, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 — Dr. Colin Ross,
München, Königinstr. 29 — Rupert von Schumacher, Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8 — Wulf Siewert,
Berlin W 30, Bamberger Str. 11 — Kurt Vowinckel, Heidelberg

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

HANS HUMMEL: Der Mittelmeerraum

Die Fragestellung und ihre Umgrenzung

Die großen Teilräume der Kontinente sind in ihrer Geschlossenheit in den Mittelpunkt des politischen Blickfeldes gerückt, nachdem die Entwicklung der Militär- und Verkehrstechnik, der Wirtschaftsverflechtung und der Idee des über die politischen Grenzen herausgreifenden, völkischen Gesamtempfindens zu einer großzügigeren Ausschau des politischen Menschen führte, als es eine rein dynastisch und kirchturmsweit denkende Staatsführung der vergangenen zwei Jahrhunderte vermochte. So sind mit wechselweisem Beginn seit den letzten 50 Jahren Mitteleuropa, der russische Block, der Orient, der Donaauraum, Iberoamerika feststehende Begriffe geworden, wie es früher aus dem Zufall oder dem natürlichen Zwang staatlicher Zusammengehörigkeit China, Indien und die USA. bereits gewesen sind.

Daß aber auch geschlossene maritime Räume in diese Reihe der Großräume der Erde gehören, Kernräume sein können und sind, also mit Fug und Recht eine Sonderbehandlung verdienen, hätte man zwar aus der Geschichte lernen sollen, hat man aber wieder vergessen, da die Versuchsobjekte der antiken Geschichte durch die politische Entwicklung äußerlich, wenn auch eben nicht im Grunde, untauglich geworden waren. Ohne daß man sich die Mühe machte, umzudenken, gab man zwar der schwedischen Blütezeit den Namen Ostseereich, betrachtete aber dieses Reich trotzdem nur aus der Perspektive des Landraumes und nahm den zwischen der Heimat Schweden und den eroberten transmarinen Gebieten gelegenen Streifen See gewissermaßen als gar nicht vorhanden. Diese Denkart hat ihren Ursprung in der französischen Anschauungsweise, die das Problem des überbrückten oder zu überbrückenden Meeresraumes nur vom technischen her anfaßte und es politisch einfach nicht spürte. Zwar hat die schwedische Staatsführung der Wasazeit die primärpolitische Bedeutung der Ostsee erfaßt und gewürdigt, aber die Berichterstattung des Kontinents hat die Energie zum Umdenken nicht aufgebracht, und so faßt man heute noch als typisches Beispiel mit den Namen „baltic sea“ und baltische Lebensgemeinschaft den Ostseebereich zusammen, obgleich der Einzelbegriff des Baltikum nur eine kleine Teillandschaft bestimmt und auch ursprünglich keine maritime Deutung zuließ. Der Grundsatz des pars pro toto kann in diesem Zusammenhang nicht angewandt werden, denn er gilt nur, wenn der Teil gleichzeitig den Kern des Fragenbereichs trifft; es fehlte eben bei dieser Begriffsprägung am politischen Verständnis für die ungeheuer dynamische Zentralbedeutung des umschlossenen Meeresraumes selbst.

Nur der Sprachgeist und politische Instinkt der Antike hat uns im Lateinischen zwei Begriffe hinterlassen, die dem Lebensraum eines Meeres gerecht werden:

„mare internum“ und „mediterraneus“ = mittelländisch, d. i. länderverbindend, die Mitte der Länder. Durch die Überlieferung der alten Sprachen in den Schulen der abendländischen Welt ist der treffsichere Ausdruck erhalten geblieben und hat uns das Meer in der Mitte zwischen Europa, Afrika und Asien das Mittelmeer, den Franzosen die Méditerranée werden lassen.

Trotz dieses Begriffes aber ist uns die Auswertung des Wortes nicht zuletzt durch die Entwicklung der politischen Geschichte des Mittelmeeres abhanden gekommen, denn es gibt nur sehr wenige Bücher, die die Kernlage des Meeresraumes nachempfinden und tatsächlich bei der Betrachtung vom Meer selbst¹⁾ und dementprechend bei Einzeluntersuchungen von den Meeresbecken und nicht von den Halbinseln ausgehen, wie es meist die Länderkundler getan haben, wenn sie aus einem Kontinentalempfinden heraus den Begriff „Südeuropa“ prägen²⁾.

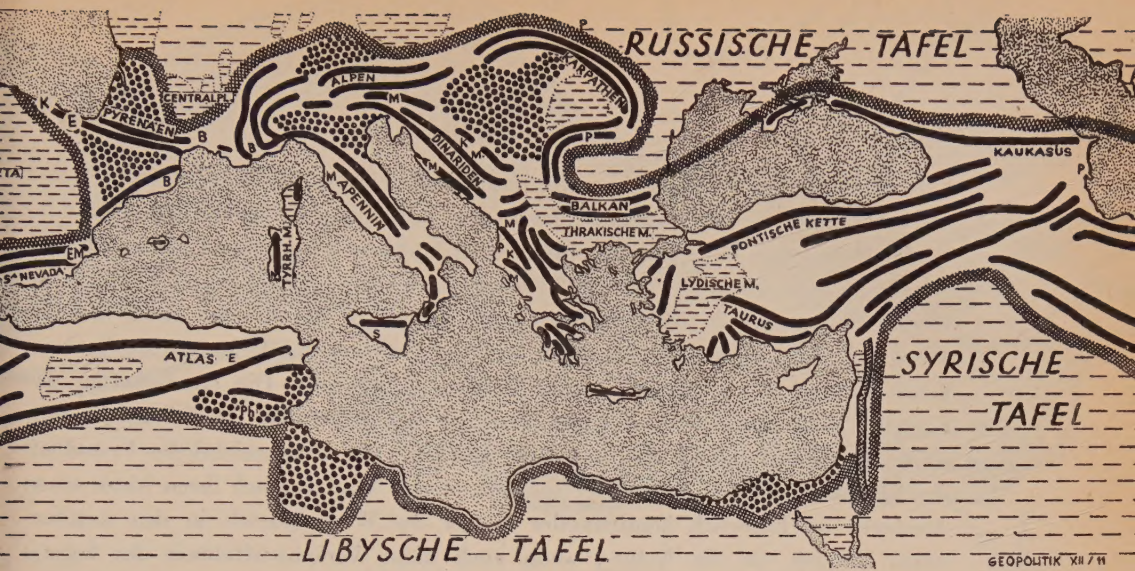
Nachdem die mittelmeerischen Reiche der Antike durch den ungestümen Einbruch kontinentaler Völker aus Mitteleuropa und Asien zerfallen und die autochthonen, meergewohnten Völker des Mittelmeerraumes durch landsässige, meeresfremde Eroberer in den Hintergrund gedrückt waren, wurde das Mittelmeer widersinnig zu einer Scheide zweier politischer Welten, quer durch das Meer verlief die Grenzlinie, die aus dem zentrifugalen, eigenständigen Bereich einerseits einen europäischen-, andererseits einen orientalisch-zentripetalen Raum machte. Das Mittelmeer wurde dadurch nicht nur eine Trennungsmarke, sondern auch eine der wesentlichsten Frontlinien, die das politische Geschehen Europas bis zum Wiedereintritt der autochthonen Völker des Mittelmeerraumes in die Geschichte, also ungefähr bis zur Wende des 18. Jahrhunderts, weitgehend bestimmte.

Nunmehr aber erhielt das Mittelmeer wieder seinen Namen zu Recht. Mit der afrikanischen Expansion Frankreichs und Italiens, mit dem meerbestimmten Herrschaftsanspruch der Engländer driftet der Gesamtbereich des Mittelmeeres wieder vom Schicksal des europäischen Kontinents ab und gewinnt sein eigenes Gesicht, das es nach dem germanischen und innerasiatischen Einbruch verloren hatte. In unserer Zeit, in der sich das Gefühl mittelmeerischer Lebensgemeinschaft durch die politische Idee Italiens erneut rührt, ist es notwendig, den Mittelmeerraum als politische und soziologische Gesamterscheinung zu betrachten, wozu dieses Heft und spätere Aufsätze an dieser Stelle eine Hilfsstellung geben wollen.






Die Begrenzungen seien klargestellt: räumlich werden sie aus allen geographischen und geopolitischen Komponenten begründet; zeitlich ist die Umgrenzung durch die

1) z. B. A. Philippon, Das Mittelmeergebiet, Leipzig 1922; Th. Fischer, Mittelmeerbilder, Leipzig 1913 — die grundlegenden Werke. Historisch P. Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, Potsdam 1930.

2) O. Maull, Südeuropa, Leipzig 1929, als wichtigstes Werk; mehr mediterran denkend: Th. Fischer, Die südeuropäischen Halbinseln, Wien 1893; M. J. Newbigin, Southern Europe, London 1934. Typisch aber andererseits trotz des Titels: M. Sorre-J. Sion, Méditerranée-Péninsules méditerranéennes, Paris 1934 (nur die südeuropäischen Halbinseln!)



GEOPOLITIK X/II / 11

- | | | | |
|----------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------|
|  | Grenzen der tertiären Faltungszone |  | Tertiäre Faltegebirge |
|  | Tertiäre Grabenaufschüttungen |  | Nördliche und südliche Schollenregion |
|  | Rumpfflächen und Rumpfbirge der alten Schollenregionen (M. = Masse). | | |
| | E Eisen, M andere Metalle, K Kohle, P Erdöl, Ph Phosphate, B Bauxit, S Schwefel | | |

Morphologische Grundzüge des Mittelmeerraumes — Die Bodenschätze des Mittelmeerraumes
(nach Philippon und Sorre-Sion)

Wandlung von der Geschichtsferne zur Eigengeschichte, vom Meerfremden zum Meereingeborenen, durch die Wende des 18. Jahrhunderts etwa bestimmt.

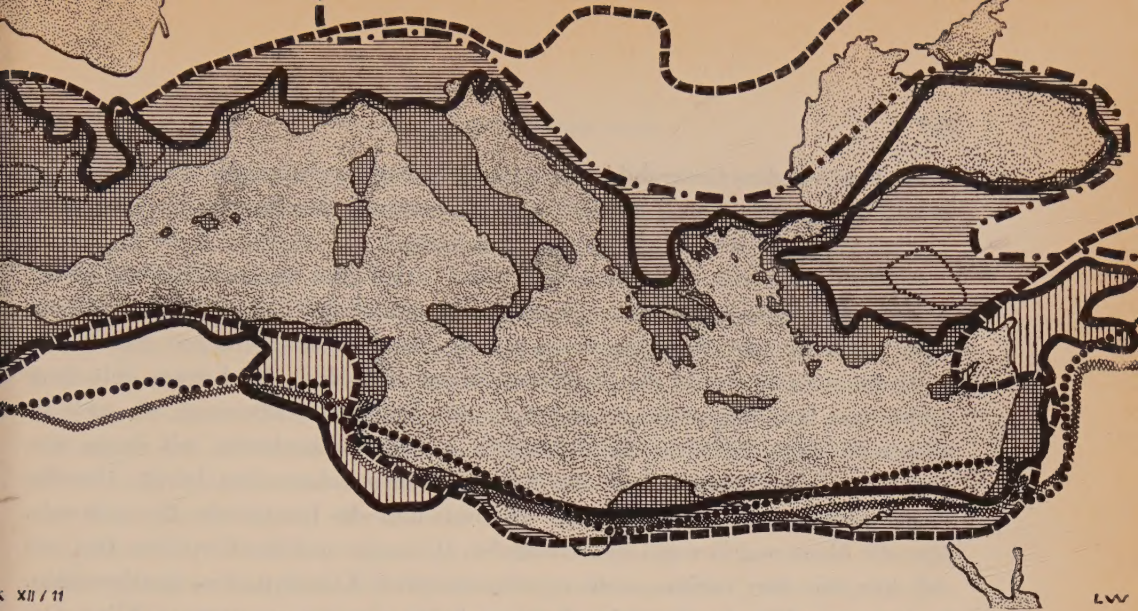
Gestalt und Grenzen des Mittelmeerraumes

Die Funktion physikalischer Erscheinungen für den Mittelmeerraum ist größer als für manchen anderen von der Wissenschaft geschlossen betrachteten Teil der Erde; die Geographie gibt hier zusammenschließende und nach außen abgrenzende wie auch trennende, das Gesamtbild zerreißende Argumente.

Das Mittelmeer selbst und seine Halbinseln und Küsten verdanken ihre Entstehung und heutige Form nur ihrer Lage innerhalb des großen nördlichen Gürtels der Faltungs- und Bruchzonen jüngerer geologischer Vergangenheit und dem Widerstand alter geologischer Massen, zu denen es großenteils eine Grenze bildet. Diese jungtertiäre Faltungszone, die sich von Südostasien bis Südspanien verfolgen läßt, ist im Norden und Süden von alten, längst eingeebneten oder zumindest stark abgetragenen Schollenländern begrenzt, die beide das Mittelmeergebiet berühren: das nördliche Schollengebiet reicht mit der russischen Tafel in der Ukraine bis an das Schwarze Meer heran und schneidet somit wenigstens nicht den Gesamttraum, wie es die südliche Schollenregion, die afrikanisch-indische zum Schaden der harmonischen und ausschließlichen Einheit der Mittelmeerländer tut. Die Zerklüftung und Zerteilung, die Halbinselformungen und die eingeschnittenen oder zumindest buchtenreichen Küsten ganz Südeuropas, Kleinasien und der Atlasländer stehen in auffallendem Gegensatz zu der ruhigen, buchtenlosen Küstenform, die sich von den

Syrteländern bis Palästina hinzieht und wüstenreiches Flachland, verkehrs- und menschenfeindlich, mit Ausnahme der anders entstandenen Nildeltaküste, direkt bis an das Meer treten läßt. Das Mittelmeergebiet hört also geographisch gewissermaßen vor dieser südöstlichen Küste auf, deren Hinterland, die libysche Tafel, seine direkte Fortsetzung in der syrischen findet. Jedoch ist die syrische Tafel, also die Wüsten Syriens, dann auch Mesopotamiens und Arabiens, durch den großen Grabenbruch in Syrien und Palästina vom Mittelmeer getrennt. Die Landschaften des syrischen Grabenbruches sind letzte Ausläufer der Bruchzone Ostafrikas, die teilweise von tertiären Schottern überdeckt wurden. Die erdgeschichtliche Fremdheit der libyschen und syrischen Tafel zum Mittelmeer fand vielfach ihren historischen Ausdruck im Einbruch kontinentaler Völker des Wüstengürtels in den mediterranen Bereich, da die Natur-, wenn auch nicht Verkehrsoffenheit der kargen Wüstengebiete die Stämme und Völker zur Eroberung paradiesischerer Gefilde anlockte. Daß zum Entstehen dieser Wünsche, teils aber auch ihrer Erfüllung, das Niltal hilfreiche Hand bot, hat die dauernde und manchmal sehr kräftige Eigenstaatlichkeit des Niltales bewiesen, die für das politische Geschehen am Mittelmeer oft schon den Beitrag geliefert hat, wie er heute klar ersichtlich ist; drei morphologische Großformen treffen sich am Nildelta und bezeichnen rein geographisch die Schlüsselstellung dieses Landes für einen großen Teil der Weltpolitik: die große Faltungszonen liefert das Meer und somit indirekt die Küste, das Land selbst liegt mitten im Wüstengürtel der saharisch-arabischen Tafelregion, und die ostafrikanische Vulkan- und Bruchzone des abessinischen Hochlandes und des ostafrikanischen Grabens steuert mit dem Wasser des Nils die Lebensmöglichkeit bei.

Eine dem morphologischen Aufbau nach ähnliche Einheit wie die der südlichen Wüstenregion zieht sich in Form von aneinandergereihten Schollen und Tafeln, zu Rumpfgebirgen geschrumpften Gebirgsmassiven am Norden des Mittelmeergebietes entlang und erreicht dessen direktes Einzugsgebiet am Schwarzmeerufer der Ukraine und ähnlich nah herantretend am französischen Zentralmassiv. Der nördliche und der südliche Schollengürtel, mit seinen älteren, wenig gefalteten und ruhig-platten Formen, engt die Zone des äußerst bewegten Reliefs, der jungen Faltungen, Überschiebungen, Brüche und Verwerfungen ein und erklärt auch das Entstehen dieser Zone durch seine seitliche Druckwirkung zum Teil. Der wesentliche und bestimmende Teil des Mittelmeerraumes gehört zu diesem unausgeglichene, jungen Faltensystem: der Nordosten und der Süden der iberischen Halbinsel, die französische Bergküste, Alpen, Apennin und Poebene, die dinarischen Gebirge, Karpathen und ungarische Ebene, Balkan und griechische Gebirge, Teile Kleinasiens, vor allem der Taurus, der Kaukasus, in Nordafrika der weitaus größte Teil der Atlasketten. Zwischen all diese Ketten ist das Mittelmeer mit seinen unregelmäßigen Becken eingebrochen, das Wasser hat die eingetieften Gebiete und Senkungen einmal mehr und einmal weniger überflutet und so schließlich das Meeresbild geschaffen,



XII / 11

LW

- ■ ■ ■ Im Norden: 22° Juliisotherme. Im Süden: 28° Juliisotherme ● ■ ■ ■ + 2° Januarisotherme
- ▬▬▬▬ Gebiet zwischen 22°-Juli- bzw. + 2°-Januarisotherme im Norden und 28°-Juliisotherme im Süden als Klimabereich des Mittelmeerraumes
- Nordgrenze des Gebietes mit einer Jahresniederschlagsmenge von kleiner als 35 cm
- Ariditätsinseln in Spanien und Türkei ▨▨▨▨ Nordgrenze des nützlichen Anbaus der Dattelpalme
- ▮▮▮▮ Das Verbreitungsgebiet des Ölbaums und seine Grenzen als Kerngebiet mittelmeerischer Vegetation

Die Klima- und Vegetationseinheit des Mittelmeerraumes

das uns geläufig ist, aber noch zu prähistorischen Zeiten ein erheblich anderes Gepräge hatte. Die Unruhe der Oberflächengestalt findet ihren sichtbarsten Ausdruck in den vulkanischen Schütter- und Kraterzonen, die sich längs der italienischen Küste hinziehen und rings die Ägäis bekränzen. Versinkende und auftauchende Inseln, gewaltige Vulkanausbrüche, zerstörende Seebeben lassen erkennen, daß die Landbildung des Mittelmeerraumes noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

So ist also morphologisch der Mittelmeerraum durch den europäisch-orientalischen Anteil an der tertiären Faltungszone grob umgrenzt, angefangen vom kurdisch-armenischen Hochgebirgsknäuel, schwingt sie sich über einen nördlichen Bogen (Karpathen) und einen südlichen (Atlas) zum Atlantischen Ozean. Die gesamte Zone umfaßt sehr verschiedenartige, immer aber sehr zerrissene Gebiete menschenfreundlicher und -feindlicher, verkehrsoffener und sperrender, wirtschaftsgünstiger und wirtschaftsungeeigneter Natur, je nachdem die Ränder zwischen Falten und Meer oder Tiefebene Platz lassen für fruchtbare Aufschüttungen und Siedlungen, je nachdem die Gebirge in der Richtung ihres Streichens den Zugang zum Meer eröffnen oder die Küste vom Hinterland abschließen.

Zwar hat innerhalb des großen Begriffs der Faltenregion das Mittelmeergebiet weder eine abgesonderte noch eine bestimmende Bedeutung, sondern geht in dem großen Ganzen auf, ohne als Teil bezeichnet zu sein. So löst erst die Einheit von Klima und Vegetation den eigentlich mittelmeerischen Raum der

Faltenzone aus dem Gesamtbild und gibt mit seinen Erscheinungen die notwendige Begriffseinsengung, indem nämlich hier der zentrale Meeresraum in seine ausgleichende und vereinheitlichende Funktion tritt.

Im Norden und im Süden spalten sich auf Grund ganz unterschiedlicher Klimaerscheinungen eine Reihe von Grenzgebieten vom einheitlichen Mittelmeerklima, somit als nicht zum Mittelmeerraum gehörig, ab: Von der iberischen Mittelmeerküste trennt sich sowohl die altgebaute Meseta, die Mitte des Landes, mit ihrer ariden und fast ariden, nach Nordafrika weisenden Klimaerscheinung, als auch die atlantische Küste Galiciens, Nordportugals und des Baskenlandes mit ihrem ausgesprochen atlantischen Klima, das Regen zu allen Jahreszeiten bringt. Dasselbe Regensystem pflanzt sich bei gleicher Herkunft über das französische Zentralmassiv, über die Alpen und ihre östlichen Ausläufer, Dalmatien und die Karpathen fort, um sich hier mit dem zweiten, nicht mittelmeereigenen Klimatyp, dem kontinentalen, zu begegnen. Vom kontinentalen Rußland bricht ein sehr ausgeprägtes Klima mit heißen Sommern und kalten Wintern in die ungarische Ebene, die Walachei und die nördlichen Randgebiete des Schwarzen Meeres und trennt somit den Einzugsbereich der mittleren und unteren Donau ebenso wie einen Teil der Kaukasusvorländer aus der europäischen Faltenregion klimatisch heraus. Die nördliche, das Mittelmeergebiet aus der europäischen Faltenzone lösende Linie wird etwa im Nordwesten durch die 22° -Isotherme des Juli, im Nordosten (begründet durch den Einfluß der kalten Winter) durch die $+20^{\circ}$ -Isotherme des Januar festgelegt.

Im Süden zeichnet sich diese Klimagrenze des Mittelmeeres vor allem durch die Linie des Beginns faktisch arider Länder, die etwa mit der südlichen Begrenzung des Gebietes von mehr als 35 cm jährlichem Niederschlag gekennzeichnet wird. Auch hier bringt das Klima in die morphologische Zweiteilung des Beobachtungsgebietes insofern eine Berichtigung, als es das Plateau von Barka aus dem Wüstengürtel herausnimmt und dem Mittelmeerraum zurechnet.

Der solcherart eingegrenzte Raum mittelmeerischen Eigenklimas¹⁾ hat als wesentliches Merkmal regenlose oder regenarme, heiße Sommer, milde, verhältnismäßig regenreiche Winter und beweist dadurch die klimatische Eigenständigkeit des Meeresraumes, der nicht als Teilbecken des angrenzenden Ozeans zu betrachten ist und seine Küsten sowohl vor atlantischem als auch kontinentalem Klima bewahrt. Sehr stark wird das Mittelmeerklima durch eigentümliche lokale oder auch allgemeine Windsysteme mit ganz verschiedenen Entstehungsarten bestimmt, so daß man das Gesamtklima gelegentlich schlechthin als Etesienklima nach einer besonderen Windrichtung bezeichnet hat. Die Bekanntheit etwa der Namen Bora, Scirocco, Leveche und Mistral beweist die Wichtigkeit dieser Winde.

Naturgemäß hat die Vegetation die primäre Verbindung zwischen Morphologie

1) Th. Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer, Gotha 1879 (klassisch!).

und spezifischem Klima geschaffen, da sie sich zwischen nackten Kalkfelsen mit schneller Austrocknung und fruchtbaren Ebenen und Aufschüttungskegeln, zwischen Kälte und Hitze, zwischen zu starker Feuchtigkeit und großer Trockenheit die Existenzmöglichkeit suchen mußte. Die Vegetation ist das äußerlich sichtbarste Dokument mittelmeerischer Zugehörigkeit und ist im Norden von der europäischen Waldregion, im Süden von dem afrikanischen Dattelpalmengebiet deutlich abgegrenzt. Zwar schließen sich Korkeichen und andere Arten zu Waldungen zusammen, aber der Gesamtcharakter ist walddlos. Strauchvegetation, durchsetzt von den niedrigstämmigen und vielverzweigt-strauchähnlichen Bäumen der Oliven-, Apfelsinen- und Zitronenpflanzungen, zieht sich über alle Küstenländer des Mittelmeeres und schließt nur Teile des Schwarzen Meeres und allzu aride Gebiete Nordafrikas aus. Die Leitpflanze der Mittelmeervegetation ist der Ölbaum geworden, dessen Einzugsgebiet typisierend den Raum der Mittelmeervegetation umreißt ¹⁾. Aus allen geographischen Komponenten gemeinsam, aus den Kennzeichen von Morphologie und Geologie, von Regen und Temperatur, von Vegetation und Tierwelt, in der etwa die Ziege die Rolle des kennzeichnenden Haustieres übernimmt, schält sich der geographische Begriff des Mittelmeerraumes ab, der — wie selten ein geographischer Raum der Erde — mit seiner Geschlossenheit dem politischen Begriff des Mittelmeerraumes eine festgefügte, nie endgültig zu zerreißende natürliche Untermauerung gibt.

Mensch und Kultur des Mittelmeerraumes

Die Küste eines Meeres, an das die Völkerwellen dreier Erdteile branden, muß in seiner Bewohnerschaft notwendig die Vielzahl dieser Rassen und Völker widerspiegeln. Die Überbrückungsentfernungen des Mittelmeeres waren schon zu groß, um in der Zeit volklicher Seßhaftmachung alle an das Mittelmeer kommenden Völker wie in einem Schmelztiegel aufgehen zu lassen, wozu die naturgegebene Einheit der einzelnen Lebensformen aus Klima und Landschaft unweigerlich geführt hätte, wenn nicht die Verkehrstechnik eben dieser Zeit zu wenig durchgebildet gewesen wäre, der die See einen zunächst unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte. So geschah die Landnahme aller an das Mittelmeer wandernden Völker, soweit diese Wanderungen aus einem rückwärtigen Wanderdruck oder auch nur Wanderwunsch, nicht aber aus politischen Motiven geboren waren, unter Vernachlässigung eines von vornherein umfassenden Mittelmeerzieles. Im Gegenteil, abgesehen von dem Wunsch, in einem geschlossenen Landstrich an den fruchtbaren Gestaden des Meeres seßhaft zu werden, empfand man die Küste, durch den Stand der Seekriegstechnik vollauf dazu berechtigt, als eine gänzlich sichere Schutzlage. Erst der schnell aufstrebende Schiffsbau einiger auf diese Weise ans Mittelmeer geratener unternehmungslustiger Völker belehrte die anderen eines besseren. Trotz

1) M. Rikli, Lebensbedingungen und Vegetationsverhältnisse der Mittelmeerländer und der atlantischen Inseln. Jena 1912.

dieser Entwicklung aber übernahmen neu in den Bannkreis des Mittelmeeres hineinstrebende Völkerschaften nicht diese Grundgedanken des Schiffsbaus, die eben erst dem Instinkt durch Seßhaftigkeit autochthon gewordener Völker entsprangen, sondern immer wieder wurden die Randvölker des Mittelmeeres auf dem Landwege überwandert. Häufig in der Geschichte wurden dabei aus irgendwelchen Gründen eingesessene Völker nicht auf dem Wanderweg liegender Halbinseln oder sonstiger abgelegener Gebiete vergessen und vermehrten teils als Ureinwohner, teils als Relikte der ersten Zuwanderungen die Vielzahl der Völker, wie sie sich aus den letzten Eroberungen, nach allen Variationsmöglichkeiten erfolgten Assimilierungen oder aus rassischem, oft auch nur sprachlichem Aufsaugen für die Gegenwart ergab.

Die in Kleinlandschaften, Inseln und Halbinseln, Gebirgsräume und Buchtebenen zerrissene Formung der übergeordneten geographischen Einheit widersetzte sich also in Verbindung mit der Meerfremdheit der Zuwanderer einer rassischen Einheit des Mittelmeerraumes. Zwar herrscht rings um das Mittelmeer die weiße Rasse, die europäide, die Merkmale der Menschen, aber die Unterschiede der großen Untergruppen der europäiden Rasse sind zu weitgehend, als daß sich ein einheitlicher Körpertypus abzeichnen könnte: die mittelländische (West- und Nordwestküsten, Italien, Griechenland), die vorderasiatische (Kleinasien), die orientalische (Araber, Juden), die nordafrikanische (Berber) und starke Zuschüsse der nordischen, dinarischen und praktisch aller anderen Untergruppen der europäiden Rasse, nachdem die Völkerwanderung auch jene Gruppen aus Mitteleuropa ans Mittelmeer getrieben hatte. Zum Teil wurden diese Völker nun wieder durch gänzlich unverwandte Rassenelemente mongoloiden oder negroiden Ursprungs überdeckt (Türken, Verniggerung der Berber und anderer orientalischer Völker). Andererseits blieben Reste einer vorher vorhandenen europäiden (?) Urrasse an einigen abgelegenen Wohnorten (Basken, Iberer, Kaukasier) bestehen. Die Assimilierung der sich überwandernden Völker entstand in der Hauptsache durch zwei Entwicklungen: entweder prägten die Eroberer ihre rassischen Merkmale überwiegend der unterworfenen Bevölkerung auf, oder die Merkmale der Eroberer verschwanden bis auf geringe Reste auf Grund der Anpassung an Landschaft und Lebensform des unterworfenen Volkes (daraus resultiert z. B. der Anspruch der Türken, zur europäischen Rasse gerechnet zu werden, zweifellos zu Recht).

Der Mittelmeerraum liegt mit unwesentlichen Ausnahmen im Bereich der weißen Rasse im weiteren Sinne, und sogar der einzige wahrhaft fremdrassige Einbruch der Turkvölker ist rassisch zum Großteil durch die unterworfenen weißen Rassen Kleinasiens aufgesogen, so daß heute ernsthafte türkische Forscher die Entwicklung des türkischen Volkes allein aus der Weißrassigkeit der Hetiter und Phöniker erklären, deren wahre Herkunft jedoch noch im Dunkel sehr früher Geschichte liegt. Während die geographische Grenze der Wüstenzone gleichzeitig ungefähr die Grenze der weißen Rasse gegen die schwarze überhaupt ist, fließen die einzelnen europäiden



Völker und Besiedlung des Mittelmeerraumes (nach Philippson)

Rassengruppen des Mittelmeerraumes nach Norden in das europäische Gesamtbild ein, ebenso wie nach Osten sich die Grenzen gegenüber dem asiatischen Rassenherd verwischen.

Die Tatsache, daß neben sehr verschiedenem körperlichem Aussehen doch die starke Gemeinsamkeit der Lebensform und sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebensäußerung im Bereich des Mittelmeeres spürbar wird, ist einzig und allein der überragenden zentralen Klimafunktion des Meeres zuzuschreiben, die der Vegetation ein ebenmäßiges Bild gab und teils einen Ausgleich des zerrissenen Reliefs der Faltenzonen, teils sogar einen Ausgleich der beiden großen tektonischen Gegensätze schuf. Neben seiner Klimawirkung hat das Meer auch seinen direkten Einfluß auf Wirtschaftsform und politische Aufgeschlossenheit ausgeübt, der allen Meeranrainern gleichmäßig in der ganzen Welt erwächst.

Der mittellmeereigene soziale Raum trennt aus seiner Geschlossenheit nur jene hochgelegenen Gebiete der einzelnen südeuropäischen Halbinseln ab, die, wie gewisse Teile des Apennin, einen beinahe mitteldeutschen Landschafts- und Wirtschaftscharakter besitzen und die, wie einige Teile der Balkanhalbinsel, fast alpine Züge tragen. In diesen Höhenlagen hat Wirtschaft und Lebensform, aufgebaut auf der durch kümmerliche Pflanzendecke nur kärglich entwickelten Viehwirtschaft, ein gänzlich anderes Gesicht als in den tieferen Lagen, den Buchten, Ebenen und Gebirgsrändern rings um die Mittelmeerküsten, die den sozialen Raum des Mittelmeeres bilden. Da aber das Meer selbst so eng in den Gesichts- und Lebenskreis der Küstenbewohner gerückt ist, so gehört es naturnotwendig selbst zum sozialen Raum und unterscheidet hierdurch den Mittelmeerraum von den anderen nicht so ausschließlich maritimen Großräumen Europas, denen das Meer oder der große See ihres Einzugsgebietes sozial nur als Fremdkörper eingelagert zu sein scheint. Nicht

nur der wesentliche soziale Wert der zum Lebensinhalt ganzer Küstenstriche des Mittelmeeres ausgeweiteten Fischerei und Schifffahrt beweisen diese Einschließlichkeit des Meeres selbst, sondern der Zwang zur Meeraufgeschlossenheit und Meer-erkenntnis, wie er aus der Notwendigkeit eines ungehemmten Nachbarverkehrs entstand, aus der ausgesprochenen Meereslage der Buchten, die so oft im Mittelmeer-raum durch die vorspringenden Kaps rechtwinklig in das Meer streichender Gebirgs-falten selbst auf ganz geringe Kilometerentfernungen landverkehrsgehemmt von-einander getrennt sind. So entwickelte sich zuerst zwangsläufig, dann aber sehr bewußt aus politischer Erfahrung eine fast amphibische Lebensgemeinschaft oder zumindest gemeinsame Lebensform rund um das Mittelmeer, bestärkt durch die weit vorspringende, zerrissene Gestalt der südeuropäischen Halbinseln und durch die Vielfalt der mittelmeerischen Inselwelt.

Der nivellierende Einfluß des Klimas hat eine eng zusammenhängende, soziolo-gische und wirtschaftliche Wirkung ausgeübt. Er prägt sich vor allem siedlungs-geographisch aus: daß nämlich im gesamten Mittelmeergebiet die Stadtsiedlung oder zumindest sehr große Dorfsiedlungen überwiegen, ist hauptsächlich durch die von Norden nach Süden mit der Verschärfung der Sommertrockenheit wachsende Oasie-rung der Siedlungen zu begründen, d. h. daß die Siedlungen sich notwendig um die wenigen stets laufenden Quellen scharen mußten und die Ausstreuerung in einer wasserarmen Ebene vermieden. Zugleich aber suchten diese Siedlungen die klima-tisch begünstigten Berglehnen, an denen sie aus der stickigen Luft der Kleinebene oder des Tales befreit waren. Diese kleinen Talebenen sind oft durch die hohen Aufschüttungen des bei Hochwasser ungeheure Kalkschuttmassen führenden Flusses versumpft und brüten in feuchter, heißer Luft Malaria und die verschiedensten Sumpffieber aus, denen man durch die Höhenlage der Siedlungen entgeht, wie man ebenfalls dadurch die zerstörende Gefahr des Hochwassers während der Winter-regen vermeidet. Verschiedene andere Faktoren stärken den Urbanismus des Mittel-meergebietes: 1. zwingen Kammerung in kleine Buchten und Talebenen zu einer städtischen Zentralisierung, die eine Marktzentrale, durch Höhen getrennt, neben die andere legt; 2. verlangt die Schifffahrt ein ausgebautes, alle Handelsbedürfnisse befriedigendes Hafensystem; 3. suchen auch die großen Ackerbausiedlungen in der enggebauten, meist hochgelegenen Stadtlage einen vorzüglichen Wehrschutz; 4. übt die mittelmeerische Agrarverfassung mit der Bevorzugung des Großgrundbesitzes über weite Strecken eine urbanisierende Wirkung, da der Grundherr gerne die ihm Zugehörigen an einem Platz versammelt.

Psychologisch und soziologisch ergibt sich für eine so stadtkonzentrierte Bevölke-rung eine ganz andere Struktur als etwa für die Bewohnerschaft des nordwest-deutschen Streusiedlungsgebietes. Beherrscht dort schon durch die örtliche Abge-schlossenheit der Höfe, durch die Weite der nachbarlichen Entfernungen das Prinzip der Schweigsamkeit und des langsamen Abwägens, der Starrköpfigkeit und des be-

wußten Willenseinsatzes die Menschen, so bewirkt das Aufeinanderwohnen im Mittelmeerbereich gegenteilig eine gesteigerte Aufgeschlossenheit, Mitteilsamkeit, eine Veröffentlichung des Privatlebens, Anpassung an das Mehrheitsdenken (dadurch auch das demokratische Empfinden in fast allen Mittelmeerlandern), Lebhaftigkeit und Wendigkeit, Redelust bis zur Verlogenheit aus einem übersteigerten Erfolgsverlangen, das schnell zur gar nicht böse gemeinten, aber in der Eitelkeit begründeten Demagogie führt. Das zu allen Jahreszeiten erträgliche, wenn auch manchmal heiße Klima befördert diese Tendenz des ausschließlich öffentlichen Lebens des einzelnen, im besonderen des männlichen Teiles der Bevölkerung, die Straße wird zum Schauplatz des gesamten öffentlichen und privaten Lebens; in seinem Haus hält sich der Mann nur auf, um zu ruhen, zu essen oder sich den notwendigsten Familienpflichten zu widmen. Aber auch diese rein privaten Tätigkeiten stehen praktisch unter der Beobachtung der Straße, denn einmal sind die Häuser, dem Klima angepaßt, leicht gebaut, mit großen Veranden und Vorplätzen versehen, zum anderen aber verlangt das Aufeinanderwohnen eine natürliche und selbstverständliche Gastfreiheit, die großzügig und ehrlich erfreut gewährt wird. Das weitverbreitete Benutzen dieser Gastfreiheit führt zum Einblick in die einzelnen Familienverhältnisse und dadurch zu einer ausgeprägten Moralisierung des Familienlebens, das Treue und Ehre fordert und erhält. Allen diesen mittelmeerischen Lebensgrundsätzen hat auch die Islamisierung Nordafrikas mit seinen nach der Straße abgeschlossenen Hausbezirken nicht viel wesensändernden Abbruch tun können.

Da das Klima zur Bescheidenheit in den wirklichen Lebensbedürfnissen erzieht (Nahrung, Kleidung, Hausbau und Öfen), nivelliert es auch Klassen- und Bildungsgegensätze so weit, daß soziale Kämpfe nur in geringem Maß entbrannt sind und höchstens auf einer schwierigen Agrarverfassung beruhen. Geringschätzung der Arbeitsnotwendigkeit und Bettelei sind immer ein Zeichen verschwenderisch verteilender und das Leben leicht machender Landesnatur.

Abgesehen von wenigen regenreicheren Ebenen und Küstengebieten (Languedoc, Dalmatien zum Beispiel) bestimmt die Sommerdürre die Wirtschaftsform, die in genialen Bewässerungssystemen in den Tal- und Ebenenlandschaften eine intensive Landwirtschaft hervorrief, die den Bedarf der sich verdichtenden Bevölkerung fast ohne weitläufigen Austausch zu decken vermag. Ist einmal das Bewässerungssystem geschaffen, so bedarf das von allein wachsende Feld nur noch der Erhaltung dieser Wasserquelle, deren Gestaltung die zu politischer Gemeinschaft erziehende Arbeit aller in dem Gebiet wohnenden Bauern war und ist.

Daß die direkten und indirekten klimatischen und maritimen Faktoren in Verbindung mit der buchten- und tälerbildenden Gebirgszerrung des Gesamtbereichs eine Akkumulierung der Bevölkerung in kleinen und kleinsten Landstrichen bewirkten, ist bereits durch die Karte der Bevölkerungsdichte hinreichend formuliert. Starke Bevölkerungsdichten in den Küstenbuchten und Küstenebenen, in den

Flußniederungen und Gebirgstälern umkränzen in einem fast geschlossenen Kreis, der nur durch die Unbewohnbarkeit der Libyschen Wüstenküsten unterbrochen wird, das Mittelmeer. Mit Ausnahme der Poebene erfaßt ein schmaler Küstenstreifen ringsherum den weitaus größten Teil der Gesamtbevölkerung, denn in diesem Streifen ist der Kulturboden des Mittelmeerraumes schlechthin begriffen. Sobald nach Norden eine gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung, z. B. in Mittelfrankreich oder im Donaubecken, in der Walachei und in der Ukraine, einsetzt, ist die Grenze des mittelmeerischen Einzugsbereiches überschritten, wenn auch die politische Formung gelegentlich an diesen durch Landesnatur, Klima und Meereswirkung bestimmten Grenzen nicht haltmacht.

So erhebt sich die Frage nach der politischen Umgrenzung des Mittelmeerraumes. Die Grenze wird eindeutig durch die Frage bestimmt, ob die einzelnen Staaten ohne Anteil am mittelmeerischen Leben existenzfähig sein würden. Fraglos gehören also zum Mittelmeerraum: Italien, Algerien, Tunis, Libyen, Albanien, Griechenland, die Türkei, Syrien, Palästina und Ägypten. Unzweifelhaft sind aber auch jene Staaten einzurechnen, die mit einigen Gebietsteilen Anrainer des Mittelmeeres sind und ihre heutige Gestalt ohne den Anteil am Mittelmeer nicht auf die Dauer erhalten könnten, wie die historische Eigenlebigkeit ihrer Mittelmeerprovinzen oft genug bewiesen hat: Spanien (Aragon, Granada, Katalonien), Frankreich (Languedoc, Provence), Jugoslawien (Dalmatien, venetische Kolonien), Bulgarien (Thrakien, Makedonien). Indirekt erweitert sich aber der Mittelmeerraum politisch durch den Einzug des Schwarzen Meeres, das Rumänien und Rußland, Staaten mit wenig mittelmeerischen Küsten, den Zugang im einen Falle überhaupt zum Weltmeer, im anderen zum erstrebten warmen Meer verschafft; ebenso begreifen die östlichen und westlichen Pfortenlandschaften indirekt einerseits die Staatenbildungen des Orients, Irak, Arabien, Jemen und die Rotmeer-Kolonien, andererseits Portugal und Marokko mit ein. Diese Randstaaten des Mittelmeerraumes erleichtern insofern die politische Unterteilung des Gesamtgebietes, als sich mit ihrer Hilfe leicht die großen Pfortengebiete abzeichnen, die westliche, iberisch-marokkanische, und die östliche, orientalisch-ägyptische Pforte. So verbleiben die Teilräume: das westliche Mittelmeerbecken einschließlich Tyrrhenis und Adria, abgeteilt durch die Meerengen von Sizilien, Messina und Otranto vom östlichen Becken, dessen nordöstlicher, ägäisch-propontischer Teil durch seinen Inselreichtum und durch seine direkte Beziehung zum Schwarzen Meer seine eigenlebige Struktur erhält.

So ist der Mittelmeerraum politisch ähnlich, ja verblüffend gleichartig umrissen, wie es die geographische und klimatische Begrenzung vorgezeichnet hat. Damit wird die Lebenseinheit und Naturgleichheit des Mittelmeergebietes, durch das Meer selbst überragend bestimmt, auf die politische Einheit der Völker grenzgleich übertragen, deren Schicksal das Schicksal ihres Meeres ist.



GEOLOGIK XII/11



Der politische Mittelmeerraum und seine Begrenzung



Abteilungen der Becken und Pfortenlandschaften



Abgrenzung des ägäisch-propontischen Raumes als eines Teilraumes des Ostbeckens



Gebiete früherer politischer Selbständigkeit als Dokument der Zugehörigkeit zum politischen Kernraum des Mittelmeeres. S.F. Südfrankreich (Languedoc, Provence, Toulouse), D Dalmatien, M Montenegro, A Albanien, G Griechenland, P Palästina

Der politische Mittelmeerraum

1. Als grundlegende geographische Werke sind wichtig: 1. A. Philipson, Das Mittelmeer-gebiet. Leipzig u. Berlin 1922. — 2. M. Sorre und J. Sion, Méditerranée — Péninsules méditerranéennes, Bd. VII der Géographie universelle. Paris 1934, bisher nur erster Teil, in dem aber die wesentlichen allgemeinen Aufsätze enthalten sind. — 3. O. Maull, Länderkunde von Südeuropa. Leipzig und Wien 1929, sehr eingehende geographische Arbeit über die drei südeuropäischen Halbinseln. — 4. M. J. Newbigin, Southern Europe. London 1934. — Klassisch ist 5. Th. Fischer, Mittelmeerbilder, 2 Bde. Leipzig und Berlin 1908 und 1913, eine sehr geistvolle, heute in manchem überholte Aufsatzreihe über verschiedenste Probleme des Gebietes. — Interessant zum Vergleich 6. C. Böttger, Das Mittelmeer. Leipzig 1859. — Über Teilgebiete der geographischen Darstellung sind im besonderen heranzuziehen: Zur Geologie und Morphologie 7. P. Ternier, Les problèmes de la géologie tectonique dans le Méditerrané occidentale. Paris 1911. — und die sehr spezielle Arbeit von 8. F. Kossmat, Die mediterranen Kettengebirge. Leipzig 1921. — Zum Klima: Klassisch 9. Th. Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Gotha 1879, mit ausführlichen Berechnungen. — Ferner über eine Sonderfrage H. Leiter, Die Frage der Klimaänderung während geschichtlicher Zeit in Nordafrika. Wien 1909. — Über den Einfluß der Winde vor allem 11. A. Bénévent, Bora et Mistral, Ann. de Géogr. Paris 1930 — und 12. H. Krugler, Die Windverhältnisse im östlichen Mittelmeer. Berlin 1912. Über die Vegetation: botanisch sehr ausführlich, aber mit guten Karten 13. M. Rikli, Lebensbedingungen und Vegetationsverhältnisse der Mittelmeerländer und der atlantischen Inseln. Jena 1912. — Sehr interessant 14. Th. Fischer, Der Ölbaum. Gotha 1904. — 15. M. Koch, Beiträge zur Kenntnis der Höhengrenzen der Vegetation im Mittelmeergebiet. Halle 1910. — Über rein anthropogeographische Fragen unterrichten außer den obengenannten Handbüchern 16. A. Bruniati und St. Grande, Il Mediterraneo. Turin 1924—1927, 3 Bde. — Über die rassen- und soziologische Geschichte der Mittelmeerländer gibt es keine Spezialwerke des Gesamtgebietes, über die Wirtschaftsgeschichte wirft kurze Schlaglichter 17. A. Rühl, Der Wirtschaftsgeist im Orient — in Spanien. Leipzig 1925. — In zwei dicken Bänden 18. W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Stuttgart 1879.

HANS HUMMEL:

Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes

Daß so übergeordnete Einheiten, wie Tektonik, Klima, Vegetation und geopolitischer Einzugsbereich des Gesamtmeeres, in der frühen Geschichte des Mittelmeeres nicht zu wirklich maritimen Staatsbildungen mit meerumfassenden Fernzielen anregten, entspricht der zwangsläufigen Kleinräumigkeit des Denkens, die aus der geringen Volkszahl ebenso wie aus der mangelnden Raumüberwindungstechnik entstehen mußte. Hinzu kam die Vielfalt des Rassenbildes, die die kleinräumige Abgrenzung der einzelnen Volksböden noch verschärfte, jedoch auf der anderen Seite durch die Magnetwirkung des Meeres zu dauernden Veränderungen und Überwanderungen und damit zu wachsender Kenntnis der durchwanderten Küstenländer führen mußte. Daß trotz des schnellen Wechsels in der Volkheit der einzelnen Teilräume geographisch begründete Zentren und Kernräume rings um das Mittelmeer ihre staatsbildende Bedeutung bewahrten, bringt in die für uns verwirrende Folge der orientalischen und antiken Geschichte die notwendigen Anhaltspunkte ruhiger Gegenwirkung, die der Raum der reißenden Dynamik der Völker entgegenstellte.

Die kontinentalen Frühstaaten des orientalischen Grenz- bereichs

Nur jene geographischen Räume sind in der Frühgeschichte der Menschheit von staatsbildender Kraft gewesen, die neben einem warmen Klima und einer sicheren Schutzlage doch die gemeinsame wirtschaftliche Betätigung der in ihm wohnenden Menschen voraussetzte. So entstand aus den niederschlagslosen, aber von starken Wasserläufen regelmäßig durchpulsten Oasentälern des Nils und des Zweistromlandes die erste staatliche Einheit Ägyptens und Babyloniens. Wirtschaft und Lebensform entwickelten sich entsprechend Klima und Landschaft so kontinental, daß das Mittelmeer in Ägypten ebenso wie in dem vom mesopotamischen Kern später ausgehenden Assyrierreich als absolut sichere Rückendeckung empfunden wurde¹⁾. Die Flußschiffahrt wagte sich zunächst gar nicht auf das Meer hinaus, und alle Seereisen waren Expeditionen oder blieben, wie der regelmäßige Ostafrikaverkehr, Episoden. Ein volles Jahrtausend, von 4000 bis 3000, reichte die Wüsten- und Küstenschutzlage für die Erhaltung der autochthonen Staatshoheit des Niltals aus. Mit dem Hyksos-Einbruch aber beginnt die Schutzwirkung der Wüste zu sinken; als natürlichen Gegenstoß führt Thutmosis I. aus der 18. Dynastie (um 1500 v. Chr.) ägyptische Heere bis Mesopotamien, da man aus dem Einbruch der

1) Die bei Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, aufgeführten Einzeldaten der Seeausbreitung vom Nildelta aus, geschweige denn von der Mittelmeerküste Assyriens dürfen nicht überschätzt werden.

Hyksos die Technik des Wüstenmarsches gelernt hatte. Völlig überraschend wurde Ägypten erstmalig von der Mittelmeeraseite um 1200 von jenen wahrscheinlich vorindogermanischen Völkern angegriffen, deren Namen sich in den Ländernamen Etrurien, Sardinien und Sizilien erhalten haben. Mit diesem Seeangriff schwand das Sicherheitsgefühl der Ägypter, die Volkskraft sank dahin, und seither ist Ägypten nie wieder unabhängig geworden. Die erste größere politische Berührung mit dem Mittelmeer hatte das Reich in den Mittelmeerraum unwiderruflich einbezogen und die kontinentale Lebensform des Niltalvolkes zur politischen Ohnmacht verurteilt, wenn auch das Neue Reich (700—525) eine Blüte brachte.

Die Wüsten- und Sumpfschutzlage des Zweistromlandes war vom Anfang des babylonischen (Sargon von Akkad, um 2500) bis zum Ende des assyrischen Reiches (durch die Meder um 600 v. Chr.) nie so sicher wie die ägyptische Wüstengrenze, da sowohl der Einfall von den Gebirgsländern Irans als auch durch die steppenähnliche Wüste im Westen erleichtert war. Obgleich also aus dem mesopotamischen Kulturraum das assyrische Großreich unter Einbezug Kleinasiens, Syriens, ja Ägyptens entstand, war der Kernraum dauernden Überfällen durch semitische und iranische Anrainer ausgesetzt und ist diesen schließlich auch erlegen. Die assyrische Mittelmeergrenze hatte dieselbe Funktion wie die Küste des Nilreiches; die Eroberung des Zweistromlandes durch Meder und Perser verstärkte die Kontinentalität des Gebietes, das aber dann bei der mittelmeerischen Umkehr des kontinental-persischen Versuches durch das Reich Alexanders in den Mittelmeerraum überführt wurde, seither wie Ägypten seine Selbständigkeit verlor; seine Schlüssellage wurde aber ebenso wie die des Nildeltas zu einem Angelpunkt mittelmeerischer Politik, zu einem Eckstein der Ausbreitung und Sicherheit maritimer Reiche. Die politische Kraft des Meeresraumes drückt sich in dieser politischen Entrechtung kontinentaler Pfortenlagen eindeutig aus.

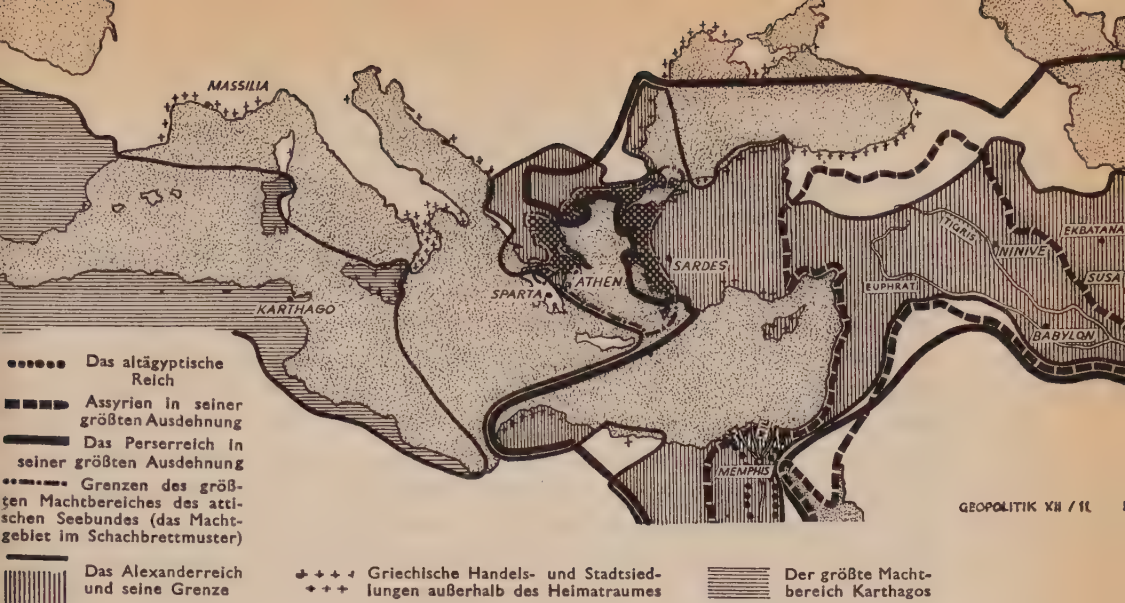
Das Erbe der kontinentalen Staatsentwicklungen trat Kyros 550 v. Chr. durch die Unterwerfung des Mederreiches an, der eine ungeheure, wohlorganisierte Ausdehnung des Perserreiches bis nach Ägypten und an den Rand der Ägäis folgte. Mit den ersten Eroberungszügen der Perser auf balkanischem Boden verkuppelt sich die Geschichte des kontinentalen Orients mit der Entwicklung der maritimen Staaten des östlichen Mittelmeerbeckens. Die gesamte orientalische Ländermasse wird, nunmehr als nicht mehr eigenlebige Staatenwelt, sondern als Länderbrücke und Pfortenlandschaft nach Asien, in die Politik des Mittelmeeres eingebracht.

Ein Teilbecken als Kernraum erster maritimer Reichsbildung: die Ägäis

Um 2000 und 1200 v. Chr. waren griechische, indogermanische Stämme von Norden in das ägäische Gebiet eingedrungen, hatten die vorgefundenen Völker (Philister, Tyrsener) auf das Meer verdrängt und ihre Wohnsitze in schneller

Ausbreitung zunächst rings um das Ägäische Meer aufgeschlagen. (Die kretische Sonderentwicklung blieb auch von dieser Eroberung zunächst verschont. Kretas, auf der See aufgebautes Reich, hat die Grenzen eines engeren Heimatbezirkes nie überschritten.) Das schnelle Übersetzen von Insel zu Insel, schuf dem an sich meerungewohnten Volke die erste seemännische Ausbildung und legte den Grund zu der kolonialen Ausbreitung des 7. und 6. Jahrhunderts, die das Griechentum an allen Gestaden des Schwarzen Meeres, auf Kreta, auf Zypern, in Kyrene, Unteritalien, Sizilien und der Provence sesshaft werden ließ. Somit war durch die völkischen, wenn auch nicht politisch gleichartigen Handelskolonien im ganzen Mittelmeerbereich eine erste großzügige Umrandung des Mittelmeeres im Wachsen, die sich allerdings immer in Küstensicht weiter vorwärtsschob. Hochseeschifffahrt blieb vorerst unbekannt. Die Eigenart der griechischen Halbinsel, daß Meer und Gebirgszüge das Land in Tausende kleiner Buchten und Talebenen zerreißen, ließ bald den Begriff der Polis, der kommunalen Gemeinschaft dieser Kleinlandschaften entstehen, in denen sich zuerst das System tyrannisierender Landesherren, dann republikanischer Demokratien entwickelte. Die politische Zerrissenheit und Eifersüchtelei der griechischen Stadtstaaten, die sich sogar in den weitentfernten Handelskolonien auswirkte, wurde erst dann durch das Gefühl ägäischer Lebensgemeinschaft verdrängt, als die Perser sich in den Besitz der kleinasiatischen, völlig griechisch besiedelten Küste der Ägäis setzten und ihre Eroberungszüge bis ins griechische Kernland verlängerten. Nach den ersten großen Erfolgen Athens um die nationale Sache aller Griechen entschloß sich die südgriechische Vormacht Sparta zum Übergang zur persischen Politik und erschwerte dadurch die Befreiung des ägäischen Raumes, ohne sie letztlich verhindern zu können. Obgleich Sparta und später Theben wechselweise ihren Vormachtsanspruch auf die griechische Halbinsel durchsetzen, behält Athen, begünstigt durch seine zentrale Lage zur Ägäis, bis zur Unterwerfung unter die makedonische Politik seine Führerrolle im rein maritimen griechischen Bereich und sichert fortgesetzt alle ägäischen Küsten dem Griechentum. Diese gesamthellenische Aufgabe verläßt Athen erst, als sich Makedonien unter Philipp und Alexander ein noch weiteres Ziel steckt, das aber seinerseits die Erhaltung des griechisch-ägäischen Kernraumes unter griechischer Hoheit garantiert.

Nachdem zuerst die Magnetkraft des Mittelmeeres einen allgemeinen Vormarsch nach den Küsten von den Kontinenten aus bewirkt hatte, dann die ersten mittelmeerischen Staatsbildungen die Berechtigung eigenen mittelmeerischen Lebens erwiesen, kam mit Alexander die erste ausstrahlende Wirkung des Mittelmeeres als eines politisch sehr kraftvollen und anregenden Kernraumes zur Geltung. Was Assyrien, Medien und Persien vom orientalischemasiatischen Standpunkt zur Einheit zusammengeschweißt hatten, deren Zentren in Mesopotamien, Ekbatana, Susa, Sardes mit kontinentaler Begründung lagen — das errang Alexander für den Mittelmeerraum: Asien bis zum Indus, bis Turkestan und bis zum Kaukasus, nach Süden



Die Reichsbildungen am Ostbecken, der Ägäis und dem Westbecken vor dem Auftreten Roms

alle Küstenländer bis nach Ägypten wurden dem ägäischen Kernraum angeschlossen. Zwar wiederholte sich also gewissermaßen zum vierten Male die Reichsbildung auf demselben Boden, aber im Gegensatz zu seinen drei Vorgängern war die alexandrinische Ausdehnung westöstlich, mittelmeerisch ausgerichtet. Die kontinentalen Reichsbildungen hatten wohlweislich am Rande der Ägäis haltgemacht, der alexandrinische Gegenstoß machte aber vor den kontinentalen Räumen, wie Parthien, Persien und Baktrien, nicht halt und war dadurch von vornherein zu geringer Dauer verurteilt. Das Reich zerfiel nach dem Tode Alexanders sehr schnell wieder in seine mediterranen und kontinentalasiatischen Bestandteile, aber der Kultur- einfluß des Mittelmeeres war bis tief nach Asien hineingedrungen und hatte die mittelmeerische Verbundenheit der orientalischen Länderbrücke erneut bestätigt. Mit dem Untergang Makedoniens, dessen Kraft sich in einer nicht ausreichend vorbereiteten Weltpolitik erschöpft hatte, und dem maritim-ägäischen Einigungsversuch, der von der Insel Rhodos ausging, schwand die mittelmeerische Zentralbedeutung der Ägäis, denn die Ostwest-Entwicklungsreihe der politischen Macht am Mittelmeer hatte sich unterdes fortgesetzt und bezog jetzt auch das Westbecken in die politische Gestaltung des Gesamttraumes ein. Die politisch-maritime Bedeutung des ägäischen Beckens blieb jedoch latent bestehen, nur begannen jetzt übergeordnete Einheitsbestrebungen seine automatische Zentralwirkung zu überdecken.

Beginn der Universalgeschichte des Mittelmeeres: Karthago

Die Auseinandersetzung der Griechen mit den Persern war die erste wesentliche Berührung der mediterranen mit der orientalischen Welt gewesen. Das Alexanderreich hatte aus dieser Berührung den Gedanken des Hellenismus erfolgreich nach dem Orient vorgetragen und Ostmittelmeer und Orient zu einer wenigstens zeitweise

einheitlichen Macht verbunden. An die Stelle der typisch kontinentalen Machtzentren Susa, Sardes, Babylon und Memphis war Byzanz, Ephesus und Rhodos, Antiochien und Alexandrien getreten. Die Vollendung des universalgeschichtlichen Gedankens der Alten Welt führte jedoch schon während, teilweise sogar vor der orientalischem-hellenischen Berührung eine Macht herbei, die ihre Wurzel im Orient hatte, die aber wohl — aus ihrer geographischen Bestimmung heraus — nie Kontinentalmacht gewesen ist: die Handels- und Meereswelt der Phönikier, des ersten wahrhaft amphibischen Volkes und Staates der Mittelmeerwelt, gewachsen allein aus dem Geiste des Kaufs und Verkaufs, der Rolle des in jedem Falle verdienenden Vermittlers. Der Beginn der phönikischen Handelsgeschichte ist mit der Blüte der altorientalischen Reiche eng verknüpft, denn die alten phönikischen Städte, wie Tyrus und Sidon, liegen an der ersten Stelle, an der der Weg von Babylon nach Ägypten das Meer berührt, in einer Verkehrslage, die heute noch dem ganzen syrisch-palästinensischen Teilraum eine weltpolitische Verantwortung auferlegt.

Die Phönikier betrieben ihren Handel so sehr nur um des Handels willen, daß ihnen die vielfachen Veränderungen der politischen Oberhoheit über ihre Handelszentren gar nicht als störend zu Bewußtsein kamen. Woher die Phönikier kamen und welcher Rasse sie waren, ist in das Dunkel der Geschichte gehüllt, sehr wahrscheinlich aber waren sie keine Semiten, sondern wurden erst später semitisiert. Hinter sich die Wüste, in der Nordsüdrichtung die Kontrolle über die einzige große Straße des frühen Altertums, richteten sich ihre Blicke naturgemäß auf die unbefahrene See: sie wagten sich heraus, nachdem sie aus der Küstenschiffahrt nautische Erfahrungen gesammelt hatten, und fuhren schließlich, angetrieben durch die steigenden Bedürfnisse ihrer Kunden, über weite Hochseestrecken, um ihre Handelsniederlassungen auf das ganze bekannte und unbekannte Meer zu verteilen. Wo später die Griechen hinkamen, gab es zähe, gelegentlich aber auch schwache Verteidigungskämpfe, und durch das Erscheinen einer zweiten Flotte auf der offenen See, der griechischen der Alexanderzeit, wurden sie gezwungen, ihre unbesorgte Lebensform aufzugeben und aus Handelsflotte und Handelsleben Kriegsflotte und Seestaat zu bauen. Nach dem endgültigen Verlust der alten, vorasiatischen Heimatplätze an die Diadochen machte sich die Notwendigkeit eigener Machtbildung bemerkbar, denn die neuen Handelszentralen in Nordafrika wurden nicht durch kontinentale Hinterlandreiche geschützt, wie es im Ursprungsland der Fall gewesen war. Zur Ordnung ihres Handels unterwarfen sie die „Insel“ Nordafrika zwischen Wüste und Meer, deren Formen an die Heimat erinnerten. Sie gründeten mit diesem, ihnen zunächst ungewohnten Landbesitz und mit einer zwangsmäßig auf Verteidigung umgegliederten Flotte das Reich Karthago, das sich von ihrer alten Lebensform grundlegend unterschied.

Die Macht Karthagos reichte in den besten Zeiten bis zur Adria und bis über die Hälfte Spaniens hinaus, schloß Sizilien und die anderen großen Inseln des west-

lichen Mittelmeerbeckens ein und verbot jedem Staat des Westbeckens jegliche maritime Betätigung, so daß sich Rom noch 348 und 306 v. Chr. zur Erneuerung des Verbotsvertrages von 509 bequemen mußte.

Die soziale Schichtung des Karthagerreiches in dünne Oberschicht ohne Nachwuchs und breite Eingeborenen-schicht mußte bei Verlust der Seeherrschaft zur Zerschlagung des Staates selbst führen, da die Basis zu schlecht organisiert war. Als im Westbecken aus einem eigenständigen, geschlossenen, bäuerlichen Lebensbereich heraus die erste politische Macht Italiens, Rom, entstand, versuchte Karthago mit allen Mitteln, die Ausdehnung dieser Macht auf einen Seebereich, wie ihn Sizilien in karthagischem Besitz darstellte, zu verhindern. Als Rom den Vorherrschaftsanspruch Karthagos nicht mehr anerkannte und mit dem kräftigen Rückhalt eines wohlorganisierten Bauernstaates maritimen Widerstand entgegensetzte, sackte das Karthagerreich in sich zusammen, obgleich es so überragende, wenn auch eben allein-stehende Persönlichkeiten wie Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal zu retten suchten. Der Marsch Hannibals rings um das Westbecken wurde zu einer militärischen Glanzleistung ohne politischen Erfolg. Der Untergang Karthagos bewies, daß ein reiner Seestaat ohne existenzfähige Küstenbasis mit dem Beginn der Weltgeschichte nicht mehr lebensberechtigt sein konnte. Aber Karthago errang das geschichtliche Verdienst, mit dem Einbezug des Westbeckens und der umfassenden Bündnispolitik des Zweiten Punischen Krieges eine wirklich weltumspannende Geschichte eröffnet zu haben, deren Angelpunkt das nunmehr nicht mehr unbekannte, sondern quer- und längsverbindende Mittelmeer war.

Das Mittelmeergebiet als politische Raumeinheit: Rom

Der eigentliche Anlaß der hilfesuchenden Weltpolitik Karthagos war das konstante, bedrohliche Wachstum eines Staates, der als erster der apenninischen Gruppen die Ansprüche der Apenninhalbinsel an die Mittelmeerwelt anmeldete. Mit dem Aufstieg Roms wanderte die Weltgeschichte weiterhin westwärts, um an dieser mittelpunktsgelegenen Stelle einen langen Halt einzulegen. Dieser Halt ist der erste gelungene Einigungsversuch des Mittelmeerraumes, das Römische Reich. In Mittelitalien stießen uralte Wanderungskulturen des Nordens mit der mediterran-orientalischen Kultur des Griechentums zusammen. Die sich dort niederlassende Bevölkerung hatte sich gegen Vorstöße von Nord und Süd zu wehren und errichtete dort, wo der Weg von Nord über die Apenninen in die große Westküstenstraße von Ligurien nach Kampanien einmündet, einen Verteidigungskreis, dessen Führung die Stadt am Tiberübergang, Rom, übernahm. Der notwendig entstehende Kampfgeist der Bevölkerung dieser Stadt verursachte eine Lebensaktivität, die, aufgebaut auf dem sehr realen Grunde bäuerlicher Arbeit und diplomatischer Geschicklichkeit, vorsichtig die gezogenen Kreise erweiterte, hier ähnlich ausgerichtete Völker in den Machtbereich aufnahm, dort widerstrebende, anders denkende Gebirgsstämme unterwarf. Ohne

zuerst den Tiber weiter aufwärts in die Berge vorzustößen, sicherte Rom die nördlichen und südlichen Gefahrenzonen durch Glacis: Veji im Norden gegen die etruskische Macht, die beim Einbruch der Gallier in Oberitalien ihr Gefüge verlor und nicht mehr als ewiger Gefahrenherd im Norden drohte; Latium, Kampanien und das Gebiet der Volsker im Süden, um so die ganze westliche Küstenebene zu erfassen; denn bereits südlich Neapel wird das niedere Land der Westküste so eingengt, daß mit den Bergen auch die Anschauungswelt der Bergbewohner an das Meer tritt und so die südliche Küstenstrecke von der nördlichen scheidet. Die Wichtigkeit des Golfes von Neapel als dem Endpunkt des bequemen Landweges durch die breite Küstenebene war frühzeitig von den Römern gewertet worden. Im Besitze dieser umfangreichen und fruchtbaren, meer- und landverbundenen Küstenebene setzte mit dem Beginn des 3. vorchristlichen Jahrhunderts der Vorstoß in die Berge ein, der mit der Beendigung der Samnitenkriege ganz Mittelitalien bis zur Adriaküste dem römischen Bereich zuführte. Diese Berglandschaften waren nicht etwa gering bevölkert oder unfruchtbar, sondern sie lagen im Bereich der fruchtbarsten Baustufe des Tertiärs, des Flysch, der also reiche Landwirtschaftsgebiete in die römische Macht einbrachte. Naturgemäß versuchten die römischen Heere nunmehr die ganze Halbinsel zu erfüllen und gliederten durch den siegreichen tarentinischen Krieg 272 auch Unteritalien bis zur Straße von Messina dem römischen Kernland an. Mit der Einfügung des gesamten Halbinselraumes, mit der Eroberung auch der südlichen Küste stand Rom vor einer neuen Aufgabe, an die es, nicht ohne vorher den landbestimmten Kernraum ausreichend durch Straßen gesichert zu haben, zögernd heranging.

Die maritime Aufgabe wurde Rom von außen mehr oder weniger aufgezwungen. Denn obgleich Sizilien in Sichtweite des südlichen Endpunktes römischer Macht lag, wurde Rom doch erst durch den Übertritt von Syrakus zum römischen Kreis in die Hände der von Karthago beanspruchten Insel Sizilien hineingezogen und zum Flottenbau gezwungen. Die Umstellung auf die maritime Aufrüstung ging um so leichter vonstatten, als Rom mit Etrurien und den süditalienischen Griechenstädten ohnehin ein gewisses Maß seemännischer Sachkenntnis zuerworben hatte und ja auch die römisch-kampanische Kernebene sehr eng mit dem Meer verknüpft war. Mit dem Hinaustritt Roms auf das Meer war der Gedanke des Weltreiches geboren, in richtiger Erkenntnis der Sachlage von der maritimen Seite angepackt, die zuerst die Herstellung der römischen Seemacht und die Vernichtung aller anderen Seemächte des Mittelmeeres gebot. Genau wie Jahrhunderte später England beim Zusammentreffen mit den Normannen, hat das landständische, landkriegsgewohnte Volk Roms erst dann den Sprung auf die See gewagt, als es durch die süditalienischen Griechen mit der See innerlich in Berührung gekommen war.

Dieser maritime Wehrwille Roms mußte Karthago schon deswegen schwer und schnell treffen, weil einmal hinter der römischen Flotte eine wohlorganisierte Basis



Roms Wachstum zum Weltreich — Die erste politische Gesamteinheit des Mittelmeerraumes

stand, zum anderen aber, weil die Karthager sich zum erstenmal einer Flotte auf dem von ihnen bisher ausschließlich beherrschten Westmittelmeer gegenübersehen, die überdies den Landkrieg gewissermaßen auf See übertrug und vom Althergebrachten absonderlich abwich. Die ersten Siege zur See über die karthagische Flotte rufen bald die östlichen Staaten mit Seemacht auf den Plan, von den Diadochenreichen schließen sich bereits 215 Makedonien, dann 192 Syrien dem karthagischen Kampf gegen die aufkeimende, unbequeme Mittelmeermacht an, die mit ungeheurer Vitalität, jetzt auf See hinausgelockt, ihre raumeinigende Kraft vortreibt und in ihrer zentralen Mittelmeerlage eine unwiderstehliche Aufgabe sieht. Der Weltkrieg, den das bloße Auftreten Roms auf dem Meer entfesselt hatte, wurde erst nach 120 Jahren mit der Zerstörung Karthagos und Korinths (146 v. Chr.) beendet. Obgleich noch die Feldzüge des Flaminius im Zweiten Mazedonischen Kriege (200—197) und des L. Scipio gegen Antiochus von Syrien (192—189) gänzlich zu Lande geführt wurden, weil sich der römische Generalstab zu Lande eben doch noch stärker fühlte als auf See, beweisen doch die vielen ruhmreichen Seeschlachten die schnelle seekriegstechnische Entwicklung Roms, die allerdings mit der Vertreibung der letzten Seeräuber vom Meer (67 v. Chr.) bereits ihre Aufgabe erfüllt hatte. Denn in dem Augenblick, als alle maritim aktiven Küsten des Mittelmeeres zu Rom gehörten, also spätestens mit der Eroberung des ägyptischen Ptolemäerreiches 30 v. Chr., hatte die Kriegsflotte für Rom ihre Berechtigung verloren. Sie wurde nur noch für Bürgerkriege benutzt, verfiel schnell, und das Landheer übernahm nach den Kontinentseiten hin den Schutz gegen Gefahr. Das Meer war römisch, die pax romana befriedete alle Gestade, und die Erfahrung der Kriegsflotte wurde für die Handelsflotte ausgenutzt.

Die pax romana verpflichtete aber auch zur Garantierung der Sicherheit des Gesamtgebietes gegen von außen eindringende Völker, die den geschlossenen mittelmeerischen Lebenskreis stören wollten. Die schweren Kämpfe beim Widerstand gegen den Einbruch der Kimbern und Teutonen hatten zu denken gegeben und hatten die eine Richtung möglicher Störungswellen angesagt. Ebenso leicht, wie sich das Hinübergreifen in das östliche Mittelmeergebiet notwendig aus dem Bündnis-system des karthagischen Gegners entwickelt hatte, wagte man aus zwangsläufigen Gründen des Wehrschutzes den Einmarsch nach Gallien und Vorderasien, also in beiden Fällen über den eigentlich geschlossenen Mittelmeerbereich heraus, obwohl seit der Zerstörung Karthagos innere mittelmeerische Auseinandersetzungen einzelner römischer Machthaber die äußeren Kämpfe gegen die letzten Mittelmeermächte abgelöst hatten. Man schuf durch diese Eroberungen des Cäsar, des Pompeius an jenen Stellen ein militärisches Vorfeld, die naturgemäß die Einbruchsstellen für kontinentale Eroberer hätten sein müssen: das Rhonetal, Gallien und der Linksrhein; Kleinasien, Syrien, Cilicien und Palästina. Erst die späte und trotz schwerer Opfer doch nicht ganz durchgeführte Eroberung des Donauvorfeldes Dacien durch Trajan (107 n. Chr.) vollendete den systematischen Ring von Glacis um den eigentlichen Mittelmeerbezirk, der nur an den Wüsten- und Ozeangrenzen nicht möglich und nicht notwendig war.

Mit der größten Ausdehnung des Reiches unter Trajan bewies sich auch wieder jene politische Verbundenheit des Orients mit dem Mittelmeer, die ihren Anfang durch die Perserkriege genommen hatte. Bis zum Persischen Golf war die Länderbrücke des Orients zu Rom gekommen und schloß als Ostpforte das Reich ab.

Der Einbruch kontinentaler Völker in die Lebens- und Kulturerbinde des Mittelmeerraumes

Die Sorglosigkeit, die aus dem Gefühl vorfeldgeschützter Grenzsicherheit für das Mittelmeer selbst und im besonderen für den apenninischen Kernraum entstehen mußte, rächte sich bitter. Zwar überstand das Reich ohne große Verluste im 3. Jahrhundert den Angriff der Sassaniden von Osten und der Alemannen von Norden. Da nach dem Tode von Theodosius 395 das Reich in Westrom und Ostrom geteilt worden war, konnten aber die rasch vordringenden Germanenstämme, die alle Öffnungen und Pässe des kontinentalen Europa zum Mittelmeergebiet überfluteten, das morsche Gebäude wenigstens des westlichen Teiles ohne Schwierigkeit zerstößen und rings um das westliche Becken des Meeres eine vielgeteilte Germanenherrschaft aufrichten. Aber die Germanen standen der Aufgabe, die die in Besitz genommenen typisch mittelmeerischen Gebiete an sie stellten, verständnislos gegenüber. Sie sahen nur die buchten- und halbinselbestimmte Zerrissenheit des Gebietes, bauten demnach hier einen Staat und dort einen, je, wie es die Landesnatur ihnen vorzuschreiben schien. Da ja auch eine nennenswerte Seemacht im Mittelmeer nicht vorhanden

war, um ihnen diese nur von der Landseite fundierten Staaten zu zerstören, ließen sie es bei der Teilung in einzelne Stammesgebiete bewenden. Nur die Vandalen, durch tatkräftige Herzöge angespornt, befuhren das Meer und waren zeitweise Herrscher des westlichen Beckens. Es wäre auch unverständlich gewesen, wenn die amphibischste, wenn auch nicht hafenreichste Küste des Westbeckens, Nordafrika, ihre vandalischen Besitzer nicht zu einem Versuch auf See getrieben hätte. Und doch schien die germanische Zerstörung Westroms nur eine Episode im Lebensbild des Mittelmeerraumes gewesen zu sein, als sich die starke Regenerationskraft autochthon mittelmeerischer Völker im Wiedererstarken Ostroms erwies. Als ob es nur eine etwas gefährlichere Wiederholung des Zurückwerfens der Kimbern und Teutonen sei, stieß Ostrom, mit Heer und Flotte gleich gut ausgerüstet und durch die Flotte von vornherein überlegen, in das Westbecken vor, ohne erheblichen Widerstand zu spüren. Wiederum bewährte sich die römische Tradition der Mischung von Land- und Seekrieg, wie sie allen wirklich mediterranen Nationen bis heute eigentümlich geblieben ist. Bis auf Teile Oberitaliens, Südfrankreichs und Nordspaniens gelangte der eigentliche Mittelmeerbereich noch einmal in eine Hand.

Die Hoffnung Ostroms, den kontinentalen Einbruch endgültig abgewiesen und die Mittelmeereinheit für eine neue Pax romana gerettet zu haben, erwies sich als trügerisch. Denn kurz nach der Festigung der oströmischen Macht trieb ein neuer kontinentaler Einbruch seine Vorposten ans Mittelmeer, dessen Richtung unerwartet kam: der überaus rasche Vormarsch der Araber nach der inneren und kulturellen Erneuerung durch die Hedschra war schon ein Jahrzehnt nach der Stiftung der mohammedanischen Religion nach Syrien vorgetragen, zerstörte anschließend das Reich der Sassaniden, setzte sich im Zeitraum von 622 bis 750 in den Besitz von ganz Nordafrika, ganz Spanien (ausschließlich Asturien), Persien und der mittelmeerischen Seeherrschaft. Denn obwohl die Araber wesentlich über kontinentale Erfahrungen verfügten, konnten sie sich zur See, zumal weil kein wirklicher Gegner nach der Schwächung Ostroms mehr da war, ohne Schwierigkeit durchsetzen, weil sie die Gesetze der eigenen arabischen Küstenschiffahrt einfach auf das Mittelmeer übertrugen und ja überdies der Vormarsch eine Menge meererfahrener Stämme mitgerissen hatte, die unter dem Sammelbegriff Araber untergingen. Trotz des Erwerbs etwa von Sardinien, Sizilien, Kalabrien und zeitweise auch der Rhonemündung zur Zeit der Abassiden war die arabische Herrschaft nie von maritimer, mittelmeerischer Grundtendenz, ebensowenig, wie es die germanische gewesen war. Man empfand das Meer für die Unternehmungen als sehr störend und setzte den Kampf gegen Europa nur an den beiden Landbrücken, vor allem aber von Spanien aus an. Der Kernraum des Reiches war Bagdad und Mesopotamien, eine für Araber heimatliche Oasenkultur, deren kontinentale Grundhaltung selbstverständlich dem ganzen ausgestreckten Reich den Stempel aufdrückte. Auch beschränkte sich bald das abassidische Reichsgebiet und das Gebiet der folgenden weniger abhängigen

nordafrikanischen und spanischen Kalifate der Almoraviden nach schwachem Gegenstoß des Frankenreiches widerstandslos auf den südlichen Teil der iberischen Halbinsel und ließ die nördlichen Eroberungen mit ihrem ungewohnten Landschaftsbild aus dem Reiche aus.

Das oströmische, später byzantinische Reich mit dem Mittelpunkt an den die Ostbrücke nach Europa beherrschenden Meerengen blieb auch verschont. Denn die arabische und auch die erste mongolisch-innerasiatische Herrschaft (Seldschuken seit 11. Jahrhundert in Vorderasien) fühlte sich im Bereich der ägäischen Inseln nicht sicher. So konnte sich das byzantinische Reich, innerlich durch Korruption morsch und nicht mehr lebensfähig, doch noch erhalten, bis der erste schärfere Wind aus Innerasien, selbständig gewordene türkische Heerführer, von der kleinasiatischen Hochebene im 14. Jahrhundert herabbrauste und das altersschwache Gebäude fast widerstandslos über den Haufen warf. Die Türken wiederholten jetzt an der Ostbrücke den kontinentalen Vorstoß nach Norden gegen Europa, den die Araber an der Westbrücke mit geringerem Erfolge versucht hatten. Das Mittelmeer selbst wurde zur toten Grenze, die nur durch die Kreuzzüge und im Gefolge davon durch die Handelssysteme der italienischen Stadtstaaten ohne wesentliche Wirkung belebendigt wurde.

Die Gründung Südeuropas: die Europäisierung des nördlichen Mittelmeerraumes

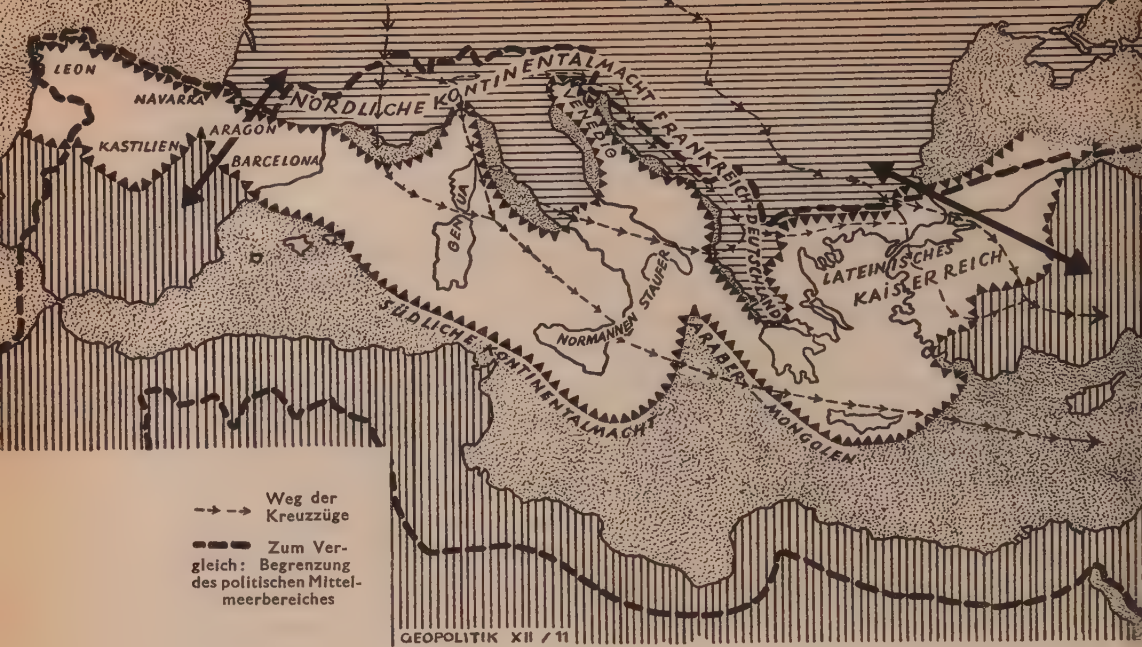
Um 500 hatten einzelne germanische Staatenbildungen stattgefunden, die — kontinental entstanden — immerhin die maritime Auswirkung der Umrandung mittelmeerischer Teilbecken erreicht hatten. Das spanisch-tolosanische Reich der Westgoten hatte noch keine maritime Ausbildung und war ohne Interesse an der Staatsentwicklung der Vandalen, die zeitweise die Vorherrschaft im Westbecken übernommen hatten. Das ravennatistische Reich der Ostgoten hatte die Adria zum Binnenmeer gemacht, ohne sie zu benutzen. Der zwar schnell vorgetragene, aber innerlich schwache Vorstoß der mittelmeerisch-autochthonen Oströmer genügte, um diese nur äußerlich maritimen Reichsbildungen wegzufügen oder zumindest von ihren Seepositionen zu entfernen. Unterdessen war aus dem germanischen Stammesgewirr in Mittel- und Westeuropa das Frankenreich geboren, das durch die Eroberung des Langobardenreiches 774 Nord- und Mittelitalien politisch dem Mittelmeerraum entzog. Die Herstellung des Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation durch die Sachsenkaiser machte dieses Abdriften Italiens aus dem Mittelmeerraum endgültig, das Schwergewicht der Politik der Apenninhalbinsel, einiger Teile der Balkanhalbinsel und der Iberischen Halbinsel nach dem Verfall des spanischen Kalifats wurde an die Mittellinie Europas verlegt und zentrierte sich am Rhein oder in Franken und im Seinebecken. Damit waren die drei nördlichen Halbinseln des

Mittelmeerraumes ihrer geschichtlichen Eigenständigkeit für viele Jahrhunderte beraubt.

Nur wenige, kleine Gebiete des Mittelmeerraumes, hauptsächlich Inseln und ausschließlich maritime Gebiete, blieben einer Eigenentwicklung überlassen, bis und nachdem sich die türkische Grenze im Südosten unter Aufreibung des byzantinischen Meerengenstaates an die mitteleuropäische Südostgrenze herangeschoben hatte (um 1500). Diese Entwicklung beschränkte sich also auf das Westbecken und veränderte ununterbrochen die Besitzverhältnisse Unteritaliens, Siziliens, Sardinien, Korsikas, dann auch der spanischen Mittelmeerküste. Ostrom wurde Unteritalien und Siziliens durch die Normannen beraubt, die die Suche nach Niederlassungsmöglichkeit und maritimer Staatsbildung rund um Europa hierhergeführt hatte. Die Linie, die sich von den Normannen über die Staufer zur Blüte des aragonischen Reiches zieht, das in der Mitte des 14. Jahrhunderts die beherrschende Stellung im Westbecken einnahm, wurde zwar kurz durch die Anjous unterbrochen, fand dann aber doch seine Fortsetzung im spanischen Königreich, das Neapel und Sizilien bis 1713 behielt. Nach dem savoyischen Zwischenspiel waren jedoch diese eigengeschichtlichen Rudimente des Mittelmeerraumes auch vernichtet, bis mit dem Eindringen Englands und den Kriegen Napoleons, der Befreiung Griechenlands und der Einigung Italiens die Geschichte des Mittelmeeres wieder begann. Aber immer ist diese selbständige Entwicklung kleiner Küstenreste des Westbeckens von untergeordneter Bedeutung gewesen, ja nicht einmal als willkommener Spielball oder Puffer zwischen den beiden starren Fronten Europas und des Islams benutzt worden. Denn das Mittelmeer war für Jahrhunderte toter Raum, breiter Grenzsaum und Schutzgürtel zwischen zwei absolut kontinentalen Reichsbildungen, die sich nur dort im Kampfe trafen, wo sich auf dem Lande die Grenzsäume zu sichtweiten Frontlinien schmälerten.

An dieser politischen und wirtschaftlichen Abgestorbenheit des Mittelmeeres konnten weder die Kreuzzüge noch Venedig, Genua oder Pisa etwas ändern. Die Kreuzzüge waren nur zum kleinsten Teile Mittelmeerunternehmungen, denn die durchführenden Mächte waren kontinental und gingen dementsprechend mit Landarmeen vor, die mühsam über den Balkan und Kleinasien geleitet werden mußten. Nur der Engländer Richard I. und mit ihm Philipp August von Frankreich unterstützten den dritten Kreuzzug (1189—1191) durch Flotten von der Mittelmeerseite her, ohne daß die Seeposition von Akkon von langer Dauer war.

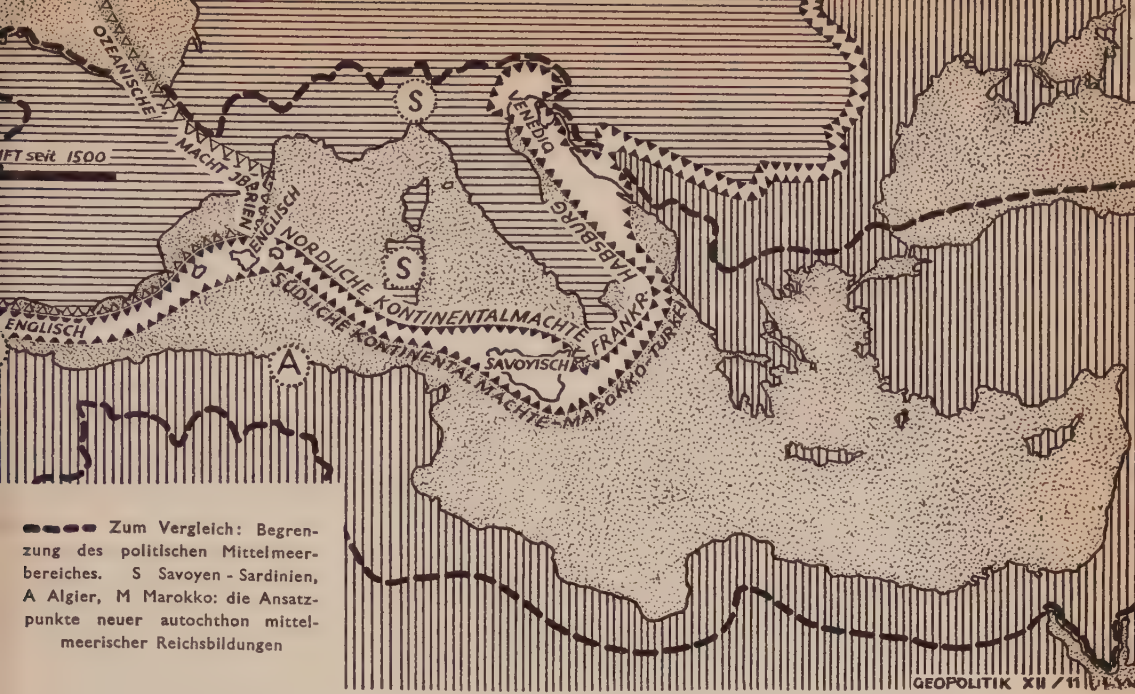
Jedoch hatten die Kreuzzüge und die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Wiedereröffnung des Orienthandels die italienischen Ausfallspforten zum Mittelmeer zu einer neuerlichen maritimen Entwicklung gebracht. Venedig und Genua knüpften eine kurzlebige Verbindung zum Orient auf dem Seewege, die aus dem langsamen Absterben des byzantinischen Reiches profitierte. Dalmatien, Kreta, Rhodos und einige Teile der westlichen Ägäis kamen in venezianischen Besitz, die Smyrnaküste



Das Mittelmeer um 1200 — Die verbliebenen maritimen Staaten des Mittelmeeres werden als Grenzsaum (weiß gelassen) zwischen den nördlichen und südlichen Kontinentalmächten benutzt, deren Grenzen sich nirgends berühren

und Korsika in genuesischen, Pisa und Ragusa gewannen zeitweise rivalisierende Bedeutung. Diese Wiederholung der phönikischen Handelskolonien durch die italienischen Städte, die einzig auf den Zwischenhandel abgestellt waren und einen Flottenschutz nur gegeneinander benötigten, immerhin aber als Versuche mittelmeer- autochthoner Staatsgründung gewürdigt zu werden verdienen, fanden ihr Ende durch das Entdeckungszeitalter, das den iberischen Staaten unvorhergesehene Machtfülle in die Hände spielte. Damit war auch der Zwischenhandel den Mittelmeerländern wieder entglitten und wurde erst durch die Eröffnung des Suezkanals neu aufgenommen.

Von diesen im großen genommen wenig bedeutenden eigengeschichtlichen Versuchen abgesehen, blieb das Mittelmeer vom 7. bis zum 18. Jahrhundert ein breiter, abgestorbener Grenzsaum, der die frühe mittelmeerische Lebensgemeinschaft der antiken Großstaaten in Vergessenheit geraten ließ. Die angesessenen Völker waren unterdrückt und kontinental überdeckt, die Existenzmöglichkeit und damit der Willen zur eigenen Geschichte fehlte ihnen. Erst dann flackerte das Gefühl für gemeinsame Landschaft, gemeinsamen Himmel, gemeinsames Meer und gemeinsame Lebensform wieder auf, als sich die beiden durch das Mittelmeer abgegrenzten Kontinentalbereiche in inneren Kämpfen selbst zerfleischten, als sich der europäische Krieg ins Mittelmeer zog und hier wieder Schlachten geschlagen wurden und als das islamische Großreich morsch geworden war. Von da, vom 18. Jahrhundert ab, datiert sich die neue Geschichte des Mittelmeerraumes, datiert sich das Bewußtsein gemeinsamen Schicksals, das sich noch in diesem Jahrhundert erfüllen könnte.



Um 1714 ist der politische Mittelmeerraum (weiß gelassen) von den beiden angrenzenden Kontinentalbereichen aufgerieben und hat auch als Grenzsaum aufgehört zu bestehen

Eine eingehende historische Abhandlung, aber mit vielen geopolitischen Streifzügen liegt vor mit 1. P. Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, Potsdam 1930, das mit glänzend ausgewählten Abbildungen grundlegend unterrichtet. Dort auch erschöpfende Literaturangaben über die einzelnen Zeitabschnitte der Mittelmeergeschichte. — Wichtig von mehr historisch-geographischen Arbeiten 2 M. J. Newbigin, The mediterranean lands. London 1924. — 3. E. Ch. Semple, The geography of the mediterranean region. London 1932. Über die Antike: 4. J. Toutain, L'économie antique. Paris 1927. — 5. A. Köster, Das antike Seewesen. Berlin 1923. — 6. B. Meißner, Babylonien und Assyrien. Heidelberg 1920—1926. — 7. A. Götze, Das Hethiterreich. Leipzig 1928. — 8. W. Weber, Die Staatenwelt des Mittelmeers in der Frühzeit des Griechentums. Stuttgart 1925. — 9. V. Ehrenberg, Karthago. Leipzig 1927. — 10. J. Kromayer, Roms Kampf um die Weltherrschaft. Leipzig 1912. — 11. A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. Wien 1923—1924. Die wichtigste und gründlichste Arbeit. — Ebenso wichtig über den Islam 12. C. H. Becker, Vom Werden und Wesen der islamischen Welt. Leipzig 1924. — Über die folgende Epoche bis Napoleon sind entsprechend der Geringwertigkeit des Mittelmeerraumes für die Weltpolitik nur ganz spezielle Schriften erschienen, von denen Herre in seiner Weltgeschichte (1.) eine ausgezeichnete Auswahl gibt. — Für die Entwicklung von Seekrieg und Seehandel verdient hervorgehoben zu werden: 13. A. Schaube, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebietes bis zum Ende der Kreuzzüge. München 1906. — Mit instruktiven Karten 14. H. C. Darby, The medieval sea-state, Scott. Geogr. Mag. Edinburgh 1932. — 15. R. Rittmeyer, Seekriege und Seekriegswesen in ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung. Berlin 1907—1911, 2 ausführliche Bände. — Hierzu auch von Interesse 16. Graf E. Wilczek, Das Mittelmeer. Wien 1895. — Für die geschichtsphilosophische Problematik: 17. Ehrenberg, Ost und West, Studien zur geschichtlichen Problematik der Antike. Prag 1935. Im allgemeinen sollten für historische Vergleiche vor allem die Klassiker, wie Ranke und Delbrück, für Rom Mommsen herangezogen werden. Die Verflechtung des Mittelmeeres in die europäische Politik des Mittelalters beweist sich durch ihre Einfügung in alle bekannten Geschichtswerke über diese Zeit (Hampe, Lamprecht, Giesebrecht).

WULF SIEWERT: Frankreichs Stellung im Mittelmeer I

Der ozeanisch-kontinentale Konflikt

Ein Ausspruch Napoleons heißt: „Die Politik eines Staates liegt in seiner geographischen Lage.“ Dieser Satz, der so viel geopolitisches Denken verrät, wird durch die politischen Wendungen, die Frankreich im Laufe seiner Geschichte gemacht hat, eindrucksvoll unterstrichen. Frankreich gehört zu denjenigen Ländern Europas, die durch scharfe geographische Trennungslinien von ihren Nachbarn geschieden sind, es bildet daher eine „personnalité géographique“ (Vidal de la Blache). Kanal, Atlantik, Pyrenäen, Mittelmeer und Alpen bieten sichtbare Begrenzungen, die nur im Nordosten von einer Lücke unterbrochen werden, die Frankreich von jeher durch den Drang zum Rhein zu schließen trachtete. Diese günstige geographische Lage öffnete den Franzosen politische Möglichkeiten nach mehreren Richtungen: nach Osten auf Mitteleuropa zu, nach Westen über den Atlantik und endlich nach Süden zum Mittelmeer. In der Tat hat Frankreich alle diese Gelegenheiten ausgenutzt. Aber es zeugt für die vorwiegend kontinentale Denkweise der Franzosen, daß im Wandel der Geschichte immer wieder die Richtung nach Osten den Ausschlag gab. Hier liegt die eigentliche historische Seite Frankreichs, hier sind die meisten Schlachten geschlagen worden, und hier konzentriert sich auch heute die ganze Aufmerksamkeit der französischen Außenpolitik.

Demgegenüber spielten die übrigen Seiten des französischen Sechsecks nur zeitweise eine bedeutende Rolle. So ging besonders im 16. und 17. Jahrhundert von der Normandie (Champlain!) und Bretagne die große französische Überseepolitik nach Amerika und Indien aus. Aber anders als England konnte und wollte Frankreich sich nicht dauernd der Seemachtpolitik widmen, denn es kämpfte gleichzeitig auf See und zu Lande und mußte daher dieser doppelten Belastung erliegen. Nach einem mehr als hundertjährigen Seemachtkampf gegen England, das keine kontinentale Belastung kannte, ging das erste französische Kolonialreich verloren. Dieses ozeanisch-kontinentale Doppelgesicht gibt der französischen Politik und Geschichte etwas Zwiespältiges und Schwankendes.

„Denn Frankreich blickt nach zwei Seiten über die Meere und ist darum immer wieder zu kolonialer Betätigung angeregt worden, ohne aber etwa, wie England, die volle Kraft des Mutterlandes weder einsetzen zu können noch zu wollen. In dieser Doppelnatur liegt entschieden die Tragik Frankreichs als Reichsbildner. Es ist nicht maritim genug, um die kontinentalen Interessen vergessen zu können und in Übersee ein Ganzes zu wollen; und es ist andererseits nicht kontinental genug, um auf überseeische Betätigung verzichten zu wollen“ [Maull (1)].

Der Konflikt zwischen maritimer und kontinentaler Betätigung zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze französische Geschichte, und wir werden im Laufe dieser Arbeit immer wieder auf ihn treffen. Diese Problematik trifft auch auf die französische Mittelmeerfront zu, die Frankreich an sich eine ganz hervorragende Ausfallstellung zum Mittelmeer verschafft. Aber auch die günstige Ausgangslage konnte nicht die dauernden Hemmungen der französischen Mittelmeerpolitik verhindern. Auf die Dauer hat immer die Kontinentalpolitik über die maritimen Interessen gesiegt.

Die erste Berührung mit dem Orient vermittelten die Kreuzzüge (11. bis 13. Jahrhundert) dem jungen französischen Staat. Französische Ritter gründeten in Kleinasien und Griechenland christliche Staaten und machten sich zum Beschützer der Christenheit. Noch fester wurde diese Stellung ausgebaut in dem Vertrag, den Franz I. im Februar 1536 mit dem türkischen Sultan schloß und der die Sonderstellung Frankreichs in der Türkei sowie dessen Protektorat über die Christen im Orient begründete. Aber es ist bezeichnend, daß auch hier letzten Endes ein rein kontinentaler Gedanke den Ausschlag gab, nämlich die Absicht, mit den Türken das Habsburger Reich im Südosten einzukreisen. Eine zielbewußte französische Mittelmeerpolitik hätte zweifelsohne große Erfolge verzeichnen können, um so mehr als Italien zersplittert und geschwächt war. So aber traten aus den obenerwähnten Schwierigkeiten heraus schwere Rückschläge ein. Aus Mangel an Seestreitkräften brach der ägyptische Feldzug Napoleons 1798 in kurzer Zeit zusammen. Die Niederlage von Trafalgar besiegelte endgültig den Verlust der französischen Seemacht. Von da an konzentrierte Napoleon seine Gewaltpolitik auf den Kontinent, um über Rußland das zu versuchen, was ihm über Ägypten versagt geblieben war.

Die französische Mittelmeerfront

Der Ausgangspunkt der französischen Mittelmeerpolitik ist das sich nach Süden breit öffnende Rhonetal. Dort beginnt der Einfluß des weichen Mittelmeerklimas, das Vegetation, Menschen und Kultur in seinen Bann zieht. Durch das Rhonetal drang die erste mittelmeerische Kultur in Gallien ein, von hier aus begann Cäsar aber auch seine Eroberungen. Mit Recht macht Sion (2) auf die Doppelrolle des Rhonetals in der Geschichte aufmerksam, denn es ist sowohl Einfallstor der Mittelmeervölker nach Gallien hinein als auch Ausfallstor der Franzosen auf das Mittelmeer hinaus gewesen. Durch das Rhonetal geht der bequemste Weg vom Mittelmeer nach Nordfrankreich und Nordeuropa, ohne größere Höhen überwinden zu müssen. Hier gehen auch heute die Hauptbahnlinien von Norden nach Süden.

Der mittelmeerische Charakter Südfrankreichs unterstützt die enge Verbindung des Franzosen mit dem Mittelmeer. Wenn auch das Schwergewicht der Entwicklung im Languedoc und in der Provence ruht, so spielte einst auch das Pyrenäenvorland

eine wichtige Rolle. Über die Schwelle von Carcassonne, die die engste Stelle zwischen Atlantik und Mittelmeer darstellt, ging im Mittelalter der Verkehr zwischen den beiden Meeren, solange die Meerenge von Gibraltar durch die Araber gesperrt war. Carcassonne und Toulouse beherrschten damals strategisch wichtige Handelswege sowie den Übergang über die Pyrenäen. Die Pyrenäenfront bildet eine außerordentlich haltbare Grenze gegen Spanien; sie besteht seit 1659 unverändert! Wenn Spanien eine gewisse Rolle in der französischen Mittelmeerpolitik spielt, dann aus Gründen, auf die wir später eingehen werden.

Das bedeutendste Handelszentrum wurde indessen Marseille, das von den

Griechen im Altertum gegründete Massalia. Hier entwickelte sich bald eine Großstadt, die unter den Römern blühte, von der sich das Christentum nach Gallien hinein ausbreitete und das im Mittelalter mit den italienischen Seestädten wetteiferte,



▨ Gebirge über 500 Meter

..... Grenze des Mittelmeerklimas

Das Rhonetal als Verkehrsachse und Bindeglied zwischen Nordfrankreich und dem Mittelmeer

ohne jene allerdings an Bedeutung zu erreichen, da Marseille immer stark unter der Seeräuberei im westlichen Mittelmeer gelitten hat. Als sich der Seehandel seit der Entdeckung Amerikas verlagerte, fiel auch Marseille wie alle anderen Mittelmeerhäfen zurück und ging erst wieder mit dem Beginn der neuen Kolonialpolitik 1830 einer neuen Blüte entgegen. Die Lage am Ausgang des Rhonetals macht Marseille zum Endpunkt der französischen Nordsüd-Verkehrsachse und damit auch zum Hauptberührungspunkt Frankreichs mit der orientalischen Welt, wodurch der stark südliche und internationale Charakter (afrikanische Einwanderung und Blutmischung!) dieser Hafenstadt entsteht. Heute ist Marseille nicht nur der größte französische Hafen, der Le Havre um das Doppelte an Tonnageziffern übertrifft, sondern auch der größte Mittelmeerhafen. Über Marseille geht der hauptsächlichste Verkehr Frankreichs mit seinen Kolonien in Afrika, Hinterindien und Ozeanien sowie nach der Levante. Die größte Rolle spielt natürlich der Passagier- und Güterverkehr nach den gegenüberliegenden afrikanischen Gebieten Algerien und Tunesien, aber auch Marokko. Ein Teil der Fahrgäste geht neuerdings aus Zeitersparnis über Port Vendres, das sich ebenfalls seit der Eroberung Algeriens schnell entwickelt hat. Port Vendres liegt von Algier 22 Stunden, von Oran nur 30 Stunden entfernt.

Seit Korsika 1769 französisch wurde, hat sich die strategische Stellung Frank-

reichs im westlichen Mittelmeer weiterhin verstärkt. Korsika schiebt sich wie ein Keil zwischen das Ligurische und Tyrrhenische Meer und beherrscht die nahe italienische Küste sowie die 15 Kilometer schmale Seestraße von Bonifacio, die Korsika von dem italienischen Sardinien trennt. Die Entfernung von Korsika bis zur Küste von Toskana beträgt nur 84 Kilometer, bis Genua 150 Kilometer, bis Rom, Mailand und Turin höchstens 200 Kilometer. Bei der heutigen Schrumpfung aller Entfernungen bietet somit Korsika eine ideale Basis für Luftangriffe. Zusammen mit dem großen französischen Kriegshafen Toulon und dem Flottenstützpunkt Biserta (Tunis) bildet Korsika eine gewaltige seestrategische Stellung Frankreichs im westlichen Mittelmeer, der nicht nur defensive Bedeutung zukommt, sondern auch eine offensive. Denn eine Unterbrechung der an sich wichtigen französischen Seeverbindungen zwischen Toulon und Nordafrika kann heute durch die Atlantikroute ersetzt werden, dagegen kann ein Einbruch in die Verkehrsbeziehungen zwischen Ober- und Unteritalien, insbesondere eine Zerstörung der italienischen Küstenbahn, eine vernichtende Wirkung haben. Es ist daher erklärlich, daß von Italien aus ein französisches Korsika als ständige Bedrohung empfunden wird. Auch der Umstand, daß die Bewohner Korsikas völkisch und sprachlich zu Italien neigen, unterstreicht die italienischen Ansprüche auf diese wichtige Insel, deren wirtschaftlicher Wert in keinem Verhältnis zu ihrer strategischen Bedeutung steht.

Ebenfalls günstig für Frankreich liegen die Verhältnisse an der bedeutsamen Alpenfront. Seitdem Nizza und Savoyen 1860 als Gegenleistung für französische Waffenhilfe an Frankreich fielen, hat Frankreich seine Ostgrenzen über die Alpenkämme hinausgeschoben. Dadurch befinden sich heute alle wichtigen Alpenübergänge in französischer Hand oder unter französischer Kontrolle, so der Kleine St. Bernhard, der Mont Genis, der Mt. Genève und der Col de Larche. Alle diese Pässe sind ebenso wie die Küstenstrecke bei Nizza im Zuge des gigantischen Befestigungssystems an der französischen Ostgrenze stark befestigt worden. Dazu kommt, daß auf französischer Seite die Alpen allmählich absteigen und die Entfernung von der Grenze zur Rhone mindestens 150 Kilometer beträgt, auf italienischer Seite dagegen die Alpen schroff abfallen und von der italienischen Tiefebene die Grenze nur 40 Kilometer entfernt ist. In der oberitalienischen Ebene liegt aber verhältnismäßig dicht an der Grenze das bedeutendste Industriegebiet Italiens mit den Zentren Turin-Mailand-Genua-Spezia. Eine Bedrohung dieser Städte kann empfindliche Folgen haben, während ein Vorstoß in das Rhonetal, dessen Bahnsystem in den letzten Jahren sorgfältig ausgebaut wurde, keine lebenswichtigen Zentren treffen würde, da das industrielle Schwergewicht Frankreichs mehr dezentralisiert im Nordosten liegt.

Auch Nizza und Savoyen sind Gebiete, auf die Italien niemals verzichtet hat. Frankreich kann also unter Umständen hier einem starken politischen Druck ausgesetzt sein. Savoyen ist überdies das Stammland des italienischen Königshauses.

Die Bevölkerung in beiden Gebieten ist allerdings überwiegend französisch, nur in Nizza macht sich ein erheblicher italienischer Einschlag bemerkbar. Obwohl man sich in Italien klar darüber ist, daß in absehbarer Zeit keine Änderung in den Besitzverhältnissen dieser Gebiete eintreten wird, so hält man dennoch im stillen an der Forderung fest. Wie tief das Interesse an diesen Fragen ist, zeigte der leidenschaftliche Protest der italienischen Presse, als Frankreich im Sommer 1927 farbige Truppen nach Korsika legte.

Allein, so stark auch die strategische Stellung Frankreichs gegenüber Italien und Spanien ist, so liegt doch über ihr ein tiefer Schatten, nämlich der Bevölkerungsrückgang. Er ist besonders stark im Süden, also in einem Gebiet, von dem eigentlich ein Bevölkerungsdruck ausgehen müßte, wenn die Mittelmeerpolitik haltbar sein soll. Die Entvölkerung hat im Languedoc und im Rhonetal Landgebiete ergriffen, die früher zu den fruchtbarsten Galliens gehörten. Dort gibt es heute Landstriche, in denen zahllose Bauernhöfe und Dörfer leer stehen und verfallen. Das Ergebnis einer solchen Entvölkerung ist ein fühlbarer Mangel an Handarbeitern und das Sinken der Bodenpreise. Ersteres führt zu einer gesteigerten Einwanderung Fremdstämmiger, letzteres zu einem Festsetzen fremder Kolonisten. Die Zentralstelle für die Neueinwanderung, an der fast alle europäischen Völker und einige nordafrikanische Rassen beteiligt sind, der „service de la main d'œuvre étrangère“ hat nach dem Krieg einige Millionen Einwanderer nach Frankreich gezogen. Auf Grund amtlicher und privater Schätzungen rechnete H. Harmsen (3) 1927 mit 5 Millionen Ausländern, wobei zu bemerken ist, daß die amtliche französische Statistik bezeichnerweise die Farbigen nicht mitzählt. Nun sind die zahlreichen fremden Industriearbeiter, die in der Wirtschaftskrise oft wieder zurückwandern, in diesem Zusammenhang von geringerer Bedeutung als die fremden Kolonisten, die auf französischem Boden siedeln und wohnen bleiben werden. Hier entsteht allerdings ein nationales Problem von großer Tragweite. („Il y a là un grave problème national“. Sion.¹⁾)

Die Italiener stehen der Zahl nach weit an der Spitze der fremden Einwanderer. Man schätzt sie auf ungefähr 800 000. Über die Alpenpässe herabsteigend und mit der Küstenschiffahrt eindringend, besiedelt der Italiener auf Grund seiner niedrigeren Löhne und Lebenshaltung jene Gebiete der Provence, deren heute tote Städte Nîmes, Arles, Avignon usw. von ihrer einstigen Kulturhöhe erzählen. In den Departements des Südostens: Alpes maritimes, Var, Bouches du Rhône, Gard, Vaucluse, Hérault bilden die Ausländer, vornehmlich Italiener, zwanzig und mehr Prozent der Bevölkerung. In den südwestlichen Departements Gers, Lot, Lot et Garonne, Basses Pyrénées siedeln Basken, Spanier und Portugiesen.

In den Städten des Südostens stellt der Italiener ein immer stärkeres Kontingent

1) Vgl. Zeitschr. f. Geopolitik XII/1935, Heft 9, S. 569: Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich.

an Arbeitern, Kaufleuten und Handwerkern. „In den Alpes Maritimes, Var, Bouches du Rhone bilden die Fremden, fast alles Italiener, 75% der Bau- und Erdarbeiter, 62% der Dockarbeiter, 50% der Hausangestellten usw. Die Einwanderer liefern fast 40% der Geburten. In bestimmten Gemeinden besteht die Hälfte der Rekruten aus Söhnen Fremdstämmiger“ (G. Mauco).

Und, fragt Sion (4) besorgt, was werden diese Fremden machen im Falle eines Konflikts? Was ist von dieser Ausländermasse dicht an der Grenze zu erwarten? Früher vertraute Frankreich auf seine Assimilationskraft. Nach der französischen Volkstumsauffassung genügt es ja bekanntlich, wenn der naturalisierte Fremde französisch spricht, um ihn als Franzosen aufzunehmen. Deshalb wurde früher von der Naturalisation reichlich Gebrauch gemacht. Aber heute liegen die Dinge doch wesentlich anders. Der Faschismus betreut heute besonders sorgfältig die Auslandsitaliener und fesselt sie durch vielerlei Vergünstigungen an Heimat und Volkstum. So ist es leicht möglich, daß eines Tages auf französischem Boden eine italienische Irredenta entsteht mit allen politischen Folgen eines solchen Vorgangs. Vergessen wir nicht, daß einst die Provence eine römische Provinz und das Rhonetal das Einzugsgebiet der Mittelmeerkultur war!

Der Griff nach der Gegenküste

Die afrikanische Küste ist von jeher ein heiß umkämpfter Bestandteil des Mittelmeerraumes gewesen. Jede maßgebende Großmacht im Mittelmeer hat versucht, die Gegenküste zu gewinnen. Es ist das besondere Merkmal des Mittelmeerbeckens, daß immer wieder von Großstaaten versucht wurde, Küste und Gegenküste politisch zusammenzuketten. Als daher Frankreich zu einer zweiten Kolonial-epoche ansetzte, lag nichts näher als der Sprung zur Gegenküste. Die Eroberung der Barbareskenstaaten war sogar eine Vorbedingung für eine neue maritime oder koloniale Betätigung, denn die in diesen Gegenden noch blühende Seeräuberei mußte jede Schifffahrt ernstlich stören. Es ist überhaupt bezeichnend für das damalige Schattendasein des Mittelmeeres, daß Mitte des vorigen Jahrhunderts gewissermaßen vor den Toren Europas nach Piraten ihr Handwerk treiben konnten.

Nicht ohne innere und äußere Hemmungen vollzog sich im Mai 1830 die Eroberung Algiers durch die Franzosen. Im Innern gab es einflußreiche Kreise, die jeder Kolonialpolitik abhold waren und sie lediglich als Kraftvergeudung und Ablenkung von der europäischen Politik auffaßten. Außenpolitisch machte England Schwierigkeiten, die zu ernststen Spannungen führten. Aber die Expedition glückte; sie eroberte in kurzer Zeit die Küste des Dey von Algier, der nominell noch dem türkischen Sultan unterstand. „Zwanzig Tage haben genügt, einen Staat zu zerstören, der Europa seit drei Jahrhunderten geschwächt hat“, sagte ein Tagesbefehl des damaligen französischen Kriegsministers Bourmont [Hardy (5)].

Typisch für die inneren Hemmungen war die Verlegenheit, die in Paris auf

Grund dieser Eroberung entstand. Man wußte erst nicht, was man mit Algier machen sollte. Erst nach langem Zögern entschloß sich die Regierung, Algier zu behalten und die französischen Truppen dort stehenzulassen. Man war sich im damaligen Frankreich gewiß nicht über die historische Tragweite dieses Entschlusses im klaren. Erst das 20. Jahrhundert sollte die ganze Bedeutung des damaligen Schrittes, der eine vollkommen neue und großzügige Kolonialepoche einleitete, erfassen. Denn Algerien wurde die eigentliche Basis der französischen Expansion in Nordafrika!

In schweren Kämpfen wurde die algerische Küste (Algier, Bône, Oran) mit ihrem Hinterland erobert und bis 1847 auch der härteste Gegner, Abd-el-Kader, überwunden. Obgleich die französische Kolonialexpansion nicht wegen Übervölkerung eingeleitet wurde, machte man doch Versuche mit der Ansiedlung französischer Kolonisten in Algerien, da das mittelmeeische Klima dieser Gegenden dem Mutterland ähnlich war und somit einen solchen Versuch begünstigte. Schon 1840 zählte Algerien 30 000 Europäer. Nachdem die schwersten Kämpfe vorüber waren, ging der Gouverneur Bugeaud planmäßig an die Kolonisation heran. „Die Eroberung ist unfruchtbar ohne Kolonisation“, ist ein Wort Bugeauds und ein Beweis dafür, daß es damals immerhin weitblickende Männer in Frankreich gab, die das Problem im Kern begriffen. Man begann, in den eroberten Gebieten und auf dem Boden der enteigneten aufständischen Stämme geschlossene Siedlungen französischer Soldaten und Landarbeiter sowie Dörfer und Städte zu errichten. 1847 zählte Algerien bereits 110 000 Europäer, 1860 schon 200 000 Europäer (6). Der Handel der französischen Mittelmeerhäfen erhöhte sich in der gleichen Epoche um 40%. Trotz vieler Fehler und Widerstände entwickelte sich Algerien zusehends, und vor allem sammelte die französische Kolonialpolitik wertvolle Erfahrungen.

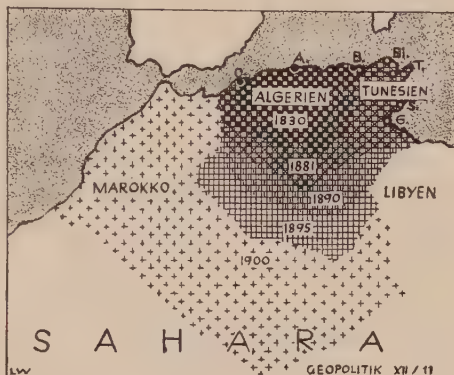
Besonders nach der Revolution von 1848 nahm das Kolonialinteresse und damit das Interesse am Mittelmeerraum in Frankreich zu. Von jetzt an vollzog sich ein bemerkenswerter Umschwung in der Einstellung zu Algerien. Es sollte nicht mehr ein „bloßer Anhang des Staates“ sein (*une simple annexe de l'Etat*), sondern ein „wesentlicher Teil des nationalen Territoriums“ (*une partie intégrante du territoire national*), also eine wirkliche Provinz des Mutterlandes. Dementsprechend wurde Algerien in drei Departements eingeteilt (Algier, Oran, Constantine) und von Paris aus zentral verwaltet. Von diesem Zeitpunkt an verlor Algerien, geopolitisch gesehen, die Eigenschaft einer kolonialen Wachstumsspitze, vielmehr setzte sich Frankreich jetzt über das westliche Mittelmeer hinweg in Afrika fort. „So befestigte sich eine Idee, die bisher nur heimlich in unserer Kolonialgeschichte erschienen war, die Idee eines Kolonial-Reiches, einer Verlängerung des Mutterlandes über das Meer hinweg, eines ‚größeren Frankreichs‘, wie man heute gern sagt“, schreibt G. Hardy (7).

Zur gleichen Zeit erweiterte sich der französische Einfluß im gesamten Mittel-

meerbecken in außerordentlicher Weise. Der Besitz Algeriens hob die Machtstellung Frankreichs sowohl im benachbarten Tunesien als auch in der Levante, wo Napoleon III. nach 1850 wieder die traditionelle Rolle Frankreichs als Beschützer der Katholiken im Ottomanischen Reich übernahm. Der Krimkrieg und der Syrische Feldzug 1860—1861 begünstigten weiterhin die Ausbreitung des französischen Handels- und Kultureinflusses im östlichen Mittelmeer, wo die großen Hafenstädte, wie Beirut, Smyrna und Konstantinopel, durch die Arbeit französischer Missionare und Kaufleute mehr und mehr ein französisches Gepräge erhielten. In Ägypten bauten französische Ingenieure mit französischem Kapital den Suezkanal (1854 bis 1869). In der Tat, „das Mittelmeer schien ein französisches Meer zu werden“! [Hardy (8)].

Nach der schweren Niederlage von 1871 verstärkte sich die koloniale Strömung in Frankreich. Neue Männer, unter ihnen besonders Jules Ferry, kamen ans Ruder und führten die koloniale Expansion fort. Das Ziel war diesmal, abgesehen von andern afrikanischen und indischen Gebieten, das Algerien benachbarte Tunesien,

Algerien als Ausgangspunkt der Eroberung und Durchdringung Nordafrikas durch die Franzosen seit 1830



dessen zerrüttete Finanzen den Vorwand gaben für die Eingriffe der europäischen Mächte. Hier traf Frankreich allerdings schon auf Rivalen in Gestalt von Italien und England. Ganz besonders Italien, dessen staatspolitische Ohnmacht und Zerrissenheit nunmehr beendet war, betrachtete Tunesien als ein altes Erbe Roms, als traditionelle und geographisch bedingte Gegenküste und Interessensphäre. Gestützt auf die zahlreiche italienische Bevölkerung in Tunesien, entfachte Italien einen heftigen Pressekampf gegen Frankreich. Aber nach einigem Zögern nutzte Frankreich doch den günstigen Augenblick und schickte im April 1881 seine Truppen über die Grenze. In kürzester Zeit waren sie im Besitz von Tunesien, und das zu spät gekommene Italien zog sich grollend zurück, um sich Deutschland und Österreich-Ungarn anzuschließen. Diese außenpolitische Komplikation benutzte Clemenceau, um Jules Ferry zu stürzen und die Kontinentalpolitik wieder aufzunehmen. Gleich darauf erlebte Frankreich im Mittelmeer schwere Niederlagen, indem England sich durch Aktienkauf den maßgeblichen Einfluß auf die Suezkanalgesellschaft sicherte und endlich 1882 unter den Augen französischer Geschwader Ägypten militärisch besetzte. Die politische und wirtschaftliche Rolle Frankreichs war damit in Ägypten beendet, es blieb lediglich bis heute ein gewisser kul-

tureller Einfluß. Die englisch-französische Spannung wurde für zwei Jahrzehnte zum wesentlichen Merkmal der europäischen Politik.

Das zweite Kabinett Jules Ferry (1883—1885) unternahm noch einmal den Versuch einer großzügigen Kolonialpolitik. Ferry betonte vor allem den wirtschaftlichen Wert von Kolonien: „Kolonien sind für reiche Länder die vorteilhafteste Kapitalsanlage. Frankreich, das Überfluß an Kapitalien besitzt, hat Interesse daran, diese Seite der Frage zu betrachten.“ In dieser Zeit, in der ein wahrer Wettlauf um den Schwarzen Erdteil einsetzte, entstand in Frankreich der Gedanke einer Besitznahme der gesamten afrikanischen Mittelmeerküste zur Bildung eines afrikanischen Großreiches. Von Bismarck wurde die Kolonialpolitik Frankreichs auf der Berliner Konferenz von 1884 weitgehendst unterstützt, um die Franzosen vom Rhein abzulenken. Er hoffte, daß die Franzosen „über den Ruinen von Karthago die Kathedralen von Straßburg und Metz vergessen würden“. Überdies mußte die Tunisfrage einen latenten Gegensatz zwischen Frankreich und Italien begründen, der auch tatsächlich bis heute wirksam geblieben ist.

Aber die altbekannten Widerstände der französischen Kontinentalpolitiker gewannen in Paris wieder an Stärke. Eine an sich unwichtige Schlappe französischer Truppen in Tonking nahmen diese Kreise zum Vorwand, um Jules Ferry endgültig zu stürzen und seine Kolonialpolitik zu liquidieren.

„Als 1885 Jules Ferry, der ‚Tonkinois‘, wie ihn die Feinde der Kolonialexpansion nannten, von Clemenceau gestürzt wurde, der 34 Jahre später den Vertrag von Versailles entwarf und durchsetzte, hatte der Revanchegeanke über eine Politik gesiegt, die in der Gründung des Kolonialreichs vielleicht einen genügenden Ausgleich für 1870 zu sehen gelernt hätte“ [Bergsträsser (9)].

Ogleich also die führenden Köpfe der französischen Kolonialpolitik das zweitgrößte Kolonialreich der Welt gegen den Willen der Nation geschaffen hatten, konnten sie nicht endgültig das Gesicht Frankreichs vom Rhein abwenden. Die Revancheidee siegte! Dieser neue Frontwechsel blieb natürlich auf die Lage im Mittelmeer und in Afrika nicht ohne bleibenden Einfluß. Die ersten Rückschläge meldeten sich bald. Der französische Vorstoß in den Sudan unter Marchand stieß 1898 bei Faschoda auf die Engländer unter General Kitchener. Die Franzosen mußten sich, wenn auch ehrenvoll, zurückziehen. Zur Überraschung der Welt wich aber die englisch-französische Spannung unerwartet schnell, denn England schwenkte in die Front der Gegner des Deutschen Reiches ein, und in der Marokkokrise 1904 standen bereits England und Frankreich vereint Deutschland gegenüber. Das Mittelmeer war inzwischen mehr und mehr eine britische Domäne geworden, während Frankreich sich mit der Sicherung seiner Seeverbindungen im westlichen Mittelmeer begnügte, sich im übrigen aber auf den beginnenden Aufmarsch in Europa konzentrierte.

Eine neue Phase trat erst mit dem Erscheinen Italiens in Afrika ein. Obwohl

Frankreich sich schon 1900 mit Italien über Tripolis geeinigt hatte, erregte die tatsächliche Besetzung von Tripolis durch die Italiener 1911 in Frankreich doch Unruhe. Der Gedanke, die gesamte afrikanische Mittelmeerküste Frankreich anzugliedern, war damit grundsätzlich durchkreuzt. Vorerst änderte sich in der Machtlage des Mittelmeerraums nichts, aber heute wissen wir, daß das Fußfassen Italiens in Afrika eine entscheidende Wendung in der Politik des Mittelmeerbeckens ankündigte.

(1) O. Maull, Frankreichs Überseereich, Sammlung Göschen 1935. Seite 33. — (2) Jules Sion, La France, Méditerranéenne. A. Colin, Paris 1934. Seite 33. — (3) H. Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs, Verlag Vowinkel 1927. — (4) Sion, s. o. Seite 167. — (5) G. Hardy, Histoire de la Colonisation Française. Larose, Paris 1928. Seite 166. — (6) Hardy, Seite 186, 187. — (7) Hardy, Seite 192. — (8) Hardy, Seite 200. — (9) Curtius-Bergsträsser, Frankreich, Deutsche Verlagsanstalt 1930, Band 2, Seite 275.

COLIN ROSS:

Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter III

Mexiko von den Conquista bis Cardenas

Inhalt des Gesamtaufsatzes:

- | | |
|--------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------|
| 1. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange“ | 7. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße |
| 2. Der Blutaltar Huitzilopochtli | 8. Machtträume um das Karibische Meer |
| 3. Der weiße wider den roten Gott | 9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung |
| 4. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft | 10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches? |
| 5. Europa verliert einen Kontinent | |
| 6. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA | |

8. Machtträume um das Karibische Meer

Wo die Fluten des Sees von Texcoco, aus denen sich die aztekische Hauptstadt Tenochtitlan erhob, im Südwesten wieder festes Land trafen, erhob sich der Fels von Chapultepec. Dichter Wald umgab ihn. Eine alte Aztekenburg krönte seinen Gipfel. Montezuma aber, der die Grenzen seines Reiches weit genug hinausgeschoben wähnte, um so nahe seiner Residenz noch einer Sicherung zu bedürfen, ließ das Dickicht roden und wandelte es in einen Park und die Festung in ein Lustschloß. Hierhin verlegte er seinen Harem, seine Bäder, seine Volieren und Fischteiche.

In spanischer Zeit wurde das Lustschloß wieder Festung. Während des amerikanisch-mexikanischen Krieges wurde heftig um sie gekämpft. Bauten wie Umgebung waren in einem ziemlich verwahrlosten Zustand, als ein zweiter mexikanischer Kaiser auf die Idee kam, die Festung zum andern Male in eine Sommerresidenz zu verwandeln. Und seltsam, er nahm das gleiche tragische Ende wie Montezuma.

Dieser Kaiser war Maximilian von Österreich, der für drei kurze Jahre die Krone von Mexiko trug. Sein Schicksal ist weltbekannt, nicht zum wenigsten durch das

berühmte Gemälde von Manet, das seine Erschießung darstellt. Aber die Hintergründe dieser kaiserlichen Tragikomödie, wieso und wodurch Maximilian Kaiser wurde und warum er dies unglückliche Ende nehmen mußte, sind wert, von Zeit zu Zeit wieder aufgehell't zu werden.

Um die politische Situation in der Neuen Welt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verstehen, muß man sich klarmachen, daß die Monroe-doktrin zwar bestand, aber daß sie weit davon entfernt war, eine politische Realität zu sein. England hatte noch nicht vor Amerika kapituliert. Auch Frankreich hatte seinen Ehrgeiz nicht aufgegeben, in der Neuen Welt eine maßgebende Rolle zu spielen, ja nicht einmal Spanien.

Vor einem Menschenalter war das Karibische Meer noch längst kein Mare Americ-
canum, sondern im Gegenteil ein europäischer See. Die Antillen waren noch restlos im Besitz der alten Kolonialmächte, und England konnte noch mit gutem Grund darauf rechnen, auf der zentralamerikanischen Landenge ein zweites Suez in seine Gewalt zu bringen.

Diese Landenge und ihre weltpolitische Bedeutung hatte gerade angefangen, die Gemüter zu bewegen. Der erste, der weitfliegende mittelamerikanische Pläne hatte, war Napoleon I. Sein Traum war, die alte französische Kolonialmacht in Amerika wieder aufzurichten. Er brachte Louisiana von den Spaniern in seinen Besitz und gedachte Haiti, das heute noch die Schlüsselstellung der Antillen ist, zum Ausgangspunkt eines französisch-lateinischen Reiches rings um das Karibische Meer zu machen. Der Negeraufstand auf Haiti, der ihm zwei Armeen kostete, und in der Folge die Ereignisse in Europa verhinderten die Ausführung der Pläne.

Aber sie starben nicht mit dem Kaiser, sie spukten weiter in der Luft. Bolivar, der Befreier Südamerikas, träumte von ihnen. Er hoffte, aus der Landenge von Tehuantepec für die jungen Staaten, die aus den Trümmern der spanischen Kolonialmacht hervorgingen, das zu machen, was der Isthmus von Korinth für die Griechen bedeutete. Ja, seine Träume verstiegen sich dahin, hier einmal den Mittelpunkt der Welt zu sehen, auf dem der Aeropag der Kontinente tagte.

Noch natürlicher war es, daß der dritte Napoleon, der sich als Erbe seines Onkels fühlte, dessen amerikanische Pläne wieder aufnahm, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Er hatte während seines Exils in Amerika mit Schrecken festgestellt, wie rapide der lateinische Charakter des ehemals französischen Louisiana im Schwinden war und wie machtvoll das angelsächsische Amerika auf allen Gebieten vordrängte. Der Vormarsch der Vereinigten Staaten war ja überhaupt der Albtraum der europäischen Kolonialmächte. So verschieden sie auch in ihren Interessen waren, in dem einen Punkt wußten sie sich einig, ein allzu Mächtigwerden der USA. nach Möglichkeit zu verhindern.

Die Gelegenheit dazu ergab sich mit der wachsenden Spannung zwischen den Sklaven- und den freien Staaten der Union. Auch die ersteren träumten einen

Machttraum um das Karibische Meer. Sie sahen sich von den Nordstaaten langsam, aber sicher überflügelt und von der weiteren Ausdehnung nach Westen abgedrängt. Ihre einzige Möglichkeit nach territorialem Zuwachs war über mexikanisches Gebiet. Und tatsächlich bestanden im Augenblick der Sezession Pläne in den Südstaaten, mit Mexiko eine politische Union einzugehen, ja, man hatte bereits dahingehende Fühler ausgestreckt.

Den gleichen Gedanken mögen England und Frankreich ausgespielt haben, als sie die Konföderation in ihrem Abfall moralisch unterstützten und sie als kriegsführende Macht anerkannten. Aber gleichzeitig dachten sie bereits daran, daß der neue konföderative Staat am Golf von Mexiko, dessen Entstehen sie förderten, nur ja nicht zu stark würde.

In dieser gegenseitigen Eifersucht und in den geheimen selbstsüchtigen Plänen, die jeder der Partner für sich hegte, lag der Grund, der den letzten kolonialen Vorstoß Europas auf amerikanischem Boden von vornherein zum Scheitern verurteilte.

Den äußeren Anlaß hatte die Einstellung der Zinsenzahlungen für die auswärtigen Anleihen durch Juarez gegeben. Damals herrschte noch eine strengere internationale Schuldnermoral als heute. Einstellung von Schuldenzahlungen galt als berechtigter *Casus belli*. Frankreich, England und Spanien sandten Kriegsschiffe über den Atlant und landeten Truppen in Vera Cruz. Mexiko war in keiner Weise auf Widerstand gerüstet. Den Vereinigten Staaten waren durch den inzwischen ausgebrochenen Sezessionskrieg die Hände gebunden. So hätten die Alliierten ihre Bedingungen diktieren können. Aber sie entzweiten sich, kaum daß die Aktion begonnen. England schöpfte — und nicht mit Unrecht — Verdacht, daß Frankreich selbstsüchtige Pläne verfolgte. Nun wollte es zwar der weiteren Machtausdehnung der Vereinigten Staaten einen Damm setzen, aber ein französisches Kolonialreich auf zentralamerikanischem Boden war nicht nach seinem Sinn. So einigte es sich insgeheim mit Juarez und sprang ab. Das gleiche tat Spanien. Die Spanier hatten davon geträumt, ihre verlorenen Kolonien wenigstens teilweise wieder zurückzugewinnen, zum mindesten rechneten sie damit, einen Bourbonenprinzen als Kaiser von Mexiko zu sehen. Als die daher herausbrachten, daß der französische Thronkandidat ein Habsburger war, zogen auch sie sich zurück.

Frankreich blieb allein. Aber die französischen Truppen genügten, die Mexikaner zu schlagen, die Hauptstadt zu besetzen und Juarez bis an die Nordgrenze des Landes zu jagen. Dem feierlichen Einzug und der Krönung Maximilians von Habsburg stand nichts mehr im Wege.

Auch Maximilian träumte seinen karibischen Traum. Er fühlte sich als der Enkel Kaiser Karl V. und als der Erneuerer von dessen Reich. Er hatte hochfliegende Pläne, ehe er noch mexikanischen Boden betrat. Er phantasierte davon, das alte Kolonialreich seiner Vorfahren als selbständige habsburgische Macht neu aufzu-

richten. Kaum war er im Lande, als er bereits Agenten nach Guatemala sandte, um die Anschlußmöglichkeiten dieses Staates an Mexiko zu sondieren. Er hoffte, die ganzen mittel- und südamerikanischen Republiken bis nach Brasilien hin unter seinem Zepter zu vereinen. Sein Bruder Ludwig aber sollte die Tochter des Kaisers von Brasilien heiraten, der keine männlichen Erben hatte. Auf diese Weise gedachte er eine Habsburgerdynastie aufzurichten, die vom Rio Grande bis an den Rio de la Plata reichte.

Während so die Wünsche des frischgekrönten Kaisers bis in die Wolken langten, übersah er die nächsten Notwendigkeiten der harten Wirklichkeit. Er übersah, daß seine Macht nur so weit reichte, wie die französischen Bajonette sie stützten.

Es war keineswegs so, als ob Kaiser Maximilian keinen Anhang gehabt hätte. Die Kirche wie die Konservativen standen hinter ihm, und sie bedeuteten damals noch eine Macht, die das Kaisertum unter Umständen auch ohne fremde Hilfe hätten halten können. Voraussetzung wäre allerdings gewesen, daß Großgrundbesitz wie Klerus die Stunde verstanden und in weiser Voraussicht auf einen Teil ihrer bisherigen Vorrechte verzichtet hätten. Allein die Kirche forderte die Aufhebung der antikirchlichen Reformen und der Großgrundbesitz die der gegen ihn gerichteten Landgesetze. Maximilian aber konnte sich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen. Damit handelte er aus einem richtigen Instinkt heraus, aber sein Empfinden für die Rechte des gemeinen Volkes kostete ihm die Unterstützung der Konservativen, ohne ihm die Sympathien der Liberalen einzubringen. Im übrigen war das mexikanische Nationalbewußtsein doch bereits allzusehr erwacht, als daß ein Herrscher aus fremdem Blut, der im Gefolge der verhaßten französischen Waffen ins Land gekommen war und sich notgedrungen auf die napoleonischen Bataillone stützen mußte, noch tragbar gewesen wäre.

So war Maximilians Schicksal in dem Augenblick besiegelt, in dem Napoleon unter dem Druck der Vereinigten Staaten, die inzwischen den Sezessionskrieg beendet hatten, seine Regimenter zurückziehen mußte. Der letzte Akt der Tragödie begann, die mit der Erschießung des Kaisers und dem Wahnsinn der Kaiserin endete. Es war gleichzeitig eine europäische Tragödie. Die grandiose Eroberung einer neuen Welt durch den weißen Mann war zum Schluß kläglich gescheitert. Ein Roter, ein Vollblutindianer, befahl die Hinrichtung des Urenkels Karl V., des Herrschers, der Cortez zur Eroberung des Aztekenreiches ausgesandt hatte. Der Tod Guatemozins war gerächt, Europas Träume um das Karibische Meer ausgeträumt.

9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung

Die Geschichte verläuft in Wellen, aber nicht in rhythmischen; immer wieder tritt das Unerwartete ein. Oder erkennen wir nur nicht den kosmischen Rhythmus? — Nach der Erschießung von Maximilian hätte man annehmen sollen, daß nunmehr das ganze Land dem siegreichen Nationalheros zugejubelt hätte, daß er in

Ruhe sein großes Reformwerk hätte vollenden können, daß auf dem so erfolgreich beschrittenen Wege des Ersatzes des weißen Mannes durch den roten fortgeschritten worden wäre.

Das Gegenteil von all dem ereignete sich. Juarez sah sich in den letzten Jahren seiner Präsidentschaft einer wachsenden Unpopularität gegenüber. Unruhen flackerten auf. Und nur ein plötzlicher Herzschlag bewahrte ihn davor, den „natürlichen“ Tod eines mexikanischen Präsidenten — durch eine Kugel oder Gift — zu sterben. Juarez' Nachfolger war noch unbeliebter, und es dauerte nicht lange, so wurde er durch eine Militärrevolte gestürzt, die unter der Führung des Generals Porfirio Diaz stand, eines Offiziers, der sich in dem Kriege gegen die Franzosen und gegen Kaiser Maximilian einen Namen gemacht hatte.

Nichts war nunmehr wahrscheinlicher, als daß die bisherige Regierungsform der ewigen Revolutionen ihren Fortgang nehmen und Aufruhr auf Aufruhr, Revolution auf Gegenrevolution folgen würde. In den 55 Jahren seit Beendigung der spanischen Herrschaft hatte Mexiko nicht weniger als zwei Kaiser, einen Regenten und über 50 Präsidenten verbraucht! Allein Wunder über Wunder, das Unwahrscheinliche wurde Ereignis. Mit Porfirio Diaz war zum erstenmal ein Mann an die Macht gelangt, der es verstand, diese nicht nur zu erobern, sondern sich auch in ihr zu behaupten und dem Lande eine fast vierzigjährige Periode von Ruhe, Sicherheit und Frieden zu geben.

Das Diazsche System reicht bis in unsere Zeit. Die Älteren unter uns haben seinen Ausgang noch erlebt. Es ist allgemein bekannt, daß unter dem großen Diktator das Land einen unerhörten Aufschwung nahm. Aus dem unsichersten wurde es das sicherste, aus dem ärmsten eines der reichsten Länder. Als Diaz sein Amt nach der Präsidentschaft von Gonzales antrat, fanden sich in der Staatskasse ganze 26 Peso, als er nach sechsunddreißigjähriger Regierung seinem Gegner Madero die Macht überantwortete, konnte er ihm neben einem disziplinierten Heer, einer geordneten Verwaltung, einer vorbildlichen Polizei noch einen Staatsschatz von 60 Millionen Peso aushändigen. Ungleich manchem seiner Vorgänger — und auch Nachfolger — nahm er letztere nicht aus Versehen ins Exil mit.

Bei Antritt der Diazschen Präsidentschaft besaß Mexiko 700 Kilometer Eisenbahn, bei seinem Ende 25 000. Aus- und Einfuhr stieg von 51 Millionen im Jahre 1873 auf 500 im Jahre 1910. Also fast eine Verzehnfachung in weniger als vier Jahrzehnten! Ein Land, das bisher nur Handwerk kannte, wurde zu einem nicht unbedeutenden Industriestaat. Vor allem nahm der Bergbau einen unvergleichlichen Aufschwung. Mexiko wurde der größte Silberproduzent der Welt. An Gold lieferte es ein Fünftel der Weltausbeute. Die Hauptstadt wurde aus einem kleinen Provinznest zur modernen Millionenstadt. Mexikanische Anleihen stiegen auf über 100 Prozent!

Das sind die nackten Tatsachen. Sie waren zu Lebzeiten des Diktators der Anlaß,

ihn über alle Maßen zu loben, wie sie heute dazu dienen, ihn zu schmähen und herabzusetzen. In Mexiko ganz allgemein und in den Vereinigten Staaten in weiten Kreisen gehört es beinahe zum guten Ton, in der Diazschen Periode, die ehemals als der Höhepunkt mexikanischer Geschichte galt, deren schlimmsten Tiefstand zu sehen, und in Diaz einen Tyrannen, der sein Land an die Fremden verkaufte und sein Volk in der übelsten Weise knechtete, verelendete und bedrückte.

Aber als mich die Studenten der Universität von Oaxaca zu einem Vortragsabend luden, da sah ich, daß auf der Ehrentafel in der Aula doch auch der Name von Porfirio Diaz neben dem von Benito Juarez in goldenen Lettern prangte. So sozialistisch und kommunistisch sie sich auch gebärden, so haben sie sich doch nicht entschließen können, den Namen dieses einst so berühmten, heute so berücktigten Angehörigen ihrer Alma mater von der Ehrentafel zu entfernen. Und in der gleichen Stadt fand ich in der Werkstatt eines armen Tischlers, eines Vollblutindianers, ein großes Porträt von Don Porfirio. — Ich habe den Eindruck, daß trotz aller syndikalistischen Propaganda sein Name im Volke doch nicht nur als der eines Ausbeuters und Blutsaugers fortlebt, sondern auch als eines großen mexikanischen Patrioten und Staatsmannes, der er in Wirklichkeit war.

Eine spätere Zeit wird Porfirio Diaz gerechter beurteilen, als es heute möglich ist, und sie wird erkennen, daß seine Fehler die seiner Epoche waren. Diaz' Grundirrtum war zu wähnen, daß Industrialisierung, Mechanisierung, Zivilisierung allein Glück und Reichtum eines Landes bedeuten. Deshalb bemühte er sich, diese so rasch wie möglich herbeizuschaffen und das zurückgebliebene, trotz der Juarezschen Reformen noch halbfeudale und im Mittelalter steckende Indianerland so rasch wie möglich nach dem Vorbild des großen Nachbarn im Norden umzumodeln.

Dieser Irrtum war verzeihlich. Was Don Porfirio nicht wußte und zu seiner Zeit überhaupt kaum jemand, war die Verkennung der großen Schattenseiten, die diese künstlich beschleunigte Industrialisierung im Gefolge haben mußte: die Entwurzelung und Verelendung der Landbevölkerung und die Schaffung eines armseeligen Industrieproletariats. Die Folgen mußten bei dem an primitive Wirtschaftsformen gewöhnten Indianer noch wesentlich katastrophaler sein als in Europa. Der an die Gemeinwirtschaft des Dorfes gewöhnte Indianer zeigte sich den Aufgaben der Individualwirtschaft in keiner Weise gewachsen. Er wußte nicht, für sich und seine Interessen zu sorgen. So wurde er ein Objekt der Ausbeutung für jedermann, schließlich zum willenlosen Sklaven seiner Arbeitsherren.

Wenn jemanden eine Schuld trifft, so diese in viel höherem Maße als den Präsidenten. Und es ist leider eine schwere Schuld des weißen Mannes. Ihm hatte die Einführung des Diazschen Systemes noch einmal eine unerwartete Chance gegeben, nachdem es unter Juarez so ausgesehen, als seien die Tage weißer Herrschaft und weißen Einflusses gezählt.

Auch Diaz hatte Indianerblut in den Adern, und zwar das gleiche zapotekische

wie Juarez, der in ihm, seinem Schüler, den Erben seiner politischen Ideen und den Träger seines Mantels gesehen hatte. Allein er besaß auch weißes Blut. Und dieses erwies sich als das stärkere. Schließlich lebte er auch in einer Zeit, in der das Ansehen des weißen Mannes noch unerschüttert war. Die ganzen, stark oder überwiegend mit farbigem Blut durchsetzten lateinamerikanischen Länder „dachten“ damals noch „weiß“, hatten nur den einen Ehrgeiz, Europa möglichst ähnlich zu sein. Selbst die Japaner wollten keine Mongolen sein, sondern womöglich Arier. So suchte auch der Mestize auf dem Präsidentenstuhl möglichst weiß zu erscheinen. Soweit es die ärztliche Kunst seiner Zeit erlaubte, ließ er sich die Spuren seiner indianischen Abkunft aus dem Gesicht entfernen.

Hatten ausländische Weiße ehemals unter dem Neid und der Eifersucht der Einheimischen zu leiden gehabt, so waren sie nunmehr gleichberechtigt, ja bevorzugt. Diaz ermunterte ausländisches Kapital mit allen Mitteln zu weitgehenden Investitionen in Mexiko. So gingen riesige Werte, Landbesitz wie Minen in fremde Hand über. Der Ausländer besaß unbedingte Sicherheit seines Lebens und Eigentums. In Streitigkeiten mit seinen Arbeitern konnte er unbedingt auf die Hilfe des Staates rechnen.

Die Weißen — Einheimische wie Ausländer — zeigten sich der großen Verantwortung, die damit in ihre Hände gelegt war, nicht gewachsen. Sie dachten nur ans Geschäft, an möglichst hohe Dividende. Und so preßten sie den armen Indio, der als Peon oder Fabrikarbeiter in ihre Hand gegeben war, rücksichtslos aus. Es war, als sei die schlimmste Zeit der spanischen Herrschaft unmittelbar nach der Konquista wieder angebrochen, ehe die Indianerschutzgesetze in Kraft traten.

Von dem Diktator aber galt das Wort: „Rußland ist groß, und der Zar ist weit.“ Er sah nur die ständig steigenden Import- und Exportziffern, die ständig wachsende Silberproduktion, den zunehmenden Reichtum um sich. Von den Zuständen im Lande hatte er keine Ahnung. Schließlich war er auch mit der Zeit ein müder Greis geworden. Als ihm die Zügel der Macht entglitten, war er dreißig.

Und so kam es, daß Diaz als Expräsident bereits auf einem Dampfer nach Europa fuhr, ehe die Welt sich noch klar war, was eigentlich geschehen. Und ehe Wallstreet sich noch die Augen rieb, waren die einst so wunderbaren mexikanischen Papiere ins Bodenlose gestürzt. Trotz dem wilden Chaos, das fast unmittelbar nach dem Sturze des großen Diktators im Lande ausbrach, konnten sich viele Leute lange nicht klarmachen, was eigentlich geschehen, und sie meinten, genau wie nach dem Zusammenbruch der amerikanischen „Prosperity“, daß alles nur ein böser Traum, und daß „normale Zustände“ in Kürze wieder eintreten müßten.

Viele Leute wissen heute noch nicht, was in Mexiko passiert ist. Darum ist es gut, es ganz klar und offen herauszusagen: Der große Indianeraufstand, der vier

Jahrhunderte auf sich warten ließ, ist endlich ausgebrochen. Das Ende der „Weißen Götter“ dämmert herauf. Es fragt sich nur, welche Ausmaße diese Götterdämmerung annehmen wird, und ob sie sich auf Mexiko beschränken läßt, oder ob sie auch auf das übrige Lateinamerika überspringen wird, in dem die heute an der Macht Befindlichen zu einem erheblichen Teil zwar auch bereits eine farbige Haut haben, aber doch noch „weiß denken“. Das ist das große Problem, das uns alle angeht, auch soweit wir nicht in der „Neuen Welt“ wohnen oder dort Besitz haben.

10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

Besteht nun tatsächlich eine Möglichkeit, daß Mexiko wieder rot wird? Daß das Aztekenreich neu entsteht?

Diese Frage mag einem Europäer grotesk erscheinen, der die Indios bisher für eine aussterbende oder bereits so gut wie ausgestorbene Rasse hielt. Wer die fortschreitende Re-Indianisierung Mexikos in den letzten Jahrzehnten miterlebte, muß sie sich ernsthaft vorlegen.

Die Idee, daß die auf dem mexikanischen Hochland lebenden Indianer die rechtmäßigen Erben des Reiches Montezumas seien und die Weißen nichts als Usurpatoren und Eindringlinge, ist keineswegs eine Errungenschaft der letzten Revolution. Sie tauchte bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges auf. Damals erklärte der Bandenführer der Sierra des Alicia an der Spitze von 18000 Bewaffneten: „Die eingeborene Rasse wird nie ihre Würde, ihre Ehre, ihre Länder, ihren Wohlstand wiederhaben, wird nie den indianischen Traum erfüllen können, solange in dem weiten mexikanischen Lande noch ein einziger weißer Mann lebt.“

So alt ist also der „indianische Traum“! Vielleicht ist er noch älter? Vielleicht lebt er seit der Conquista in den Herzen der Indianer! Der rote Mann kann schweigen und warten. Etliche Jahre später gab Carlos Maria Bustamente als erster mexikanischer Schriftsteller der gleichen Idee Ausdruck. Er schrieb: „Für alle Zeiten werden die Eroberer Mexikos als barbarische Eindringlinge gelten, die unter der Vorspiegelung, uns den Himmel bringen zu wollen, uns unsere Erde nahmen und die Ursache alles Übels wurden.“

Als Bustamente jedoch des weiteren Mexiko als den Nachfolger des Aztekenreiches hinstellte, wurde diese Idee von der Öffentlichkeit als eine Absurdität und Lächerlichkeit zurückgewiesen. So stark war damals doch noch ganz allgemein das „Weiße Denken“. Aber trotzdem wuchs die Idee und gewann im Verlaufe der Jahrzehnte Popularität. Juarez, der erste Indianer auf dem Präsidentenstuhl, bezeichnete sich bereits stolz als Azteken.

Trotz aller Rückschläge, die das indianische Element als politischer wie als wirtschaftlicher Faktor im weiteren Verlauf der mexikanischen Geschichte erlitt, war der Gedanke an das aztekische Erbe in ihm nicht mehr auszurotten. Selbst Porfirio Diaz, der — obgleich selbst Halbblut — Mexiko mit Gewalt wieder weiß zu machen

versuchte, mußte dem Rechnung tragen. Unter seiner Regierung wurde auf Mexikos Prachtstraße, dem Paseo de la Reforma, das Denkmal Cuatemozins, des letzten Kaisers der Azteken aufgestellt.

Bezeichnend ist, daß es weder in der Hauptstadt noch sonst im ganzen Lande auch nur ein einziges Monument von Cortez gibt. Und noch bezeichnender, daß der Sockel des Denksteines von Cuatemozin ein Relief seiner Folterung durch Cortez zeigt. Im Jahre 1926 wurde diese Folterung sogar als Motiv für eine Stempelmarke verwendet. Wie lebendig die Erinnerung an den letzten Aztekenkaiser im mexikanischen Volke ist und gleichzeitig die an die Niedertracht seines Überwinders, der einen ritterlichen Gegner so schmähsch behandelt, geht aus der Feier des 21. August hervor. An diesem Jahrestag der Marter des letzten Aztekenherrschers versammeln sich die Indianer in ihren Kostümen um das Denkmal und führen vor ihm ihre Tänze auf.

All diese zunehmende Idealisierung des Aztekenreiches und seiner Herrscher bliebe jedoch bedeutungslos, bewegte sich nicht auch Mexiko ethnologisch gleichzeitig in derselben Richtung. Mexiko wird rassenmäßig tatsächlich immer „röter“¹⁾. Im Jahre 1805 zählte die mexikanische Bevölkerung eine Million Weiße, zwei Millionen Mestizen und zweiundeinhalb Millionen Indianer. 1910 waren es an Weißen 1 150 000, an Mestizen acht Millionen und an Indianern sechs Millionen. Das heißt, die weiße Bevölkerung ist praktisch die gleiche geblieben, die indianische hat sich mehr als verdoppelt, die Mestizen aber haben sich vervierfacht. Die maßgebende Rolle, die die Mischlinge heute in Mexiko spielen, ist also auch rein zahlenmäßig begründet. Heute ist die Zahl der Weißen schätzungsweise auf eine halbe Million gesunken, während man sich über das Zahlenverhältnis von Mestizen zu Indianern nur in Vermutungen ergehen kann.

Die mexikanische Bevölkerungsstatistik ist ja noch unzuverlässiger als andere, nicht etwa weil die statistischen Ämter Mexikos nichts taugten, sondern weil hier genaue Zahlen sehr viel schwerer zu erfassen sind, und insbesondere, weil die Bezeichnungen: Weiße, Mestizen und Indios keineswegs unumstößliche Begriffe bedeuten. Um 1805 mögen sich viele als weiß bezeichnet haben, die blutsmäßig darauf keinen Anspruch erheben konnten. Die Kolonisation Mexikos vollzog sich doch in der Weise, daß wenige Tropfen weißen Blutes in ein rotes Meer fielen. In Mexiko lebten zur Zeit der Conquista schätzungsweise sechs Millionen Indianer, während im ganzen im Laufe der gesamten Kolonisationsperiode überhaupt nur 300 000 Spanier einwanderten.

Von diesen hat sich die Mehrzahl mit Eingeborenen vermischt. Nur die wenigsten spanischen Einwanderer brachten ihre Frauen mit, und Mädchen war die Einreise nicht gestattet. Eine Rassenschranke gab es im Anfang noch nicht. Cortez selbst

1) Vgl. den Beitrag von Kutschera: Neue Staatsvölker im Werden in „Geopolitik“ XII/1935 Heft 9, Seite 533.

nahm sich eine indianische Frau, und die meisten Spanier folgten seinem Beispiel. So gelangte indianisches Blut bis in die ältesten kastilischen Familien. Aber trotzdem galt während der ganzen spanischen Herrschaft und auch in der Republik bis zum Siege der Revolution das rein spanische Blut als das vornehmere.

Mit der Änderung der Wertschätzung des weißen Blutes in Mexiko mag sich in der Statistik auch die Zahl der Weißen vermindert haben. Allein sie hat auch tatsächlich abgenommen. Zunächst einmal kostete bereits der Unabhängigkeitskrieg Mexiko viel weißes Blut. Als Folge von ihm wanderten zahlreiche Spanier in ihre Heimat zurück. Später sind nicht viele mehr nachgekommen. Und heute ist jede weiße Einwanderung praktisch so gut wie völlig unterbunden. Selbst die Einreise zu geschäftlichen Zwecken macht bereits unvorstellbare Schwierigkeiten.

So ist das zahlenmäßig ohnehin überaus schwache rein weiße Element zum Aufgehen in der entstehenden mexikanischen Mischrasse verurteilt. Ob diese sich jedoch in der Richtung bildet, die die heute herrschenden Mestizen erhoffen, ist noch sehr die Frage.

Nach der Statistik bilden die Mischlinge aus europäischem und indianischem Blut 53%, also etwas mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung. In Wirklichkeit ist jedoch das Verhältnis wesentlich ungünstiger. Von den acht Millionen Mestizen leben etwa zwei Drittel als Indianer, und man kann sie auch in körperlicher und geistiger Hinsicht als solche rechnen. Damit verschiebt sich die Ziffer sehr erheblich zugunsten des indianischen Bevölkerungselementes.

Das indianische Element hat sich in biologischer Hinsicht von erstaunlicher Kraft erwiesen. Es hat das Negerblut so gut wie aufgesogen. In vereinzeltten Gegenden gibt es noch Zambos, Kreuzungen von Roten und Schwarzen und deren Abarten, aber im großen ganzen sind die Spuren der eingeführten Negersklaven im indianischen Volkskörper fast völlig verschwunden. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Assimilierungskraft auch gegenüber der weißen Rasse bewährt. Wenigstens schlug bisher in allen Mischungen der indianische Partner wesentlich stärker durch. Hält die gegenwärtige Sperre für weiteren weißen Zuzug an, so ist es möglich, daß Mexiko im Laufe der Jahrhunderte auch in biologischer Hinsicht wieder überwiegend indianisch wird. Die indianische Geburtenziffer ist heute im Steigen, und die bisher außerordentlich hohe Todesrate, vor allem die Säuglingssterblichkeit in dauernder Abnahme, dank der hygienischen Fürsorge der Regierung.

Eine andere Frage ist, ob ein solches re-indianisiertes Mexiko imstande ist, sich selbst zu verwalten und seinen Platz in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht zu behaupten. Bei aller Bewunderung für die Kulturtaten der vorkolumbianischen Indianerreiche, die in mancher Hinsicht, wie beispielsweise in Astronomie, dem zeitgenössischen Europa entschieden überlegen waren, darf man doch nicht vergessen, daß es die Mayas wie die Azteken nicht über eine Bilderschrift gebracht haben, so daß die wissenschaftlichen und kulturellen Errungenschaften doch nur

das Gut einer kleinen Schicht von Priestern und Adligen gewesen sein können. Diese Schicht wurde in den Kämpfen mit den Spaniern zum größten Teil aufgerieben. Was übrigblieb, war das gemeine Volk, über dessen wirkliche Kulturhöhe wir nicht viel wissen, das aber zum Teil in Sklaverei lebte.

In jedem Falle brachen sämtliche indianische Kulturen mit der Conquista jäh ab, und nur ein sehr geringer Teil der Indianer hat sich die aufgezwungene spanische Kultur wirklich anzueignen vermocht. Einzelne Genies, wie Juarez, ändern nichts an der Tatsache, daß die Indianer in der Gesamtheit noch den Befähigungsnachweis zu erbringen haben, ob sie im Maschinenzeitalter als selbständige Nation ohne weiße Führung lebensfähig sind.

Bei der starken Betonung alles Indianischen im heutigen Mexiko und bei der Schulpolitik der gegenwärtigen Regierung, die unendliche Anstrengungen macht, den Indios auch der entlegensten Distrikte die spanische Sprache, wie Lesen und Schreiben, beizubringen, besteht kein Zweifel an der ständig wachsenden Rolle des mexikanischen Indios in der Politik. Der Mestize wird das bald genug zu seinem Leidwesen erfahren. Aber ob der Indianer es besser als der Kreole und der Mestize verstehen wird, ein einheitliches Mexiko zu schaffen, das ist doch noch sehr die Frage.

Man darf nicht vergessen, daß die mexikanischen Indianer durchaus keine homogene Masse bilden. Bei der Re-Indianisierung Mexikos handelt es sich ja nicht nur um eine Wiederaufrichtung des alten Aztekenreiches, falls dieses überhaupt durchführbar wäre, sondern daneben gleichzeitig um die Reiche der Mayas, der Otomis, der Mixteken und Zapoteken, um nur die wesentlichsten Völkerschaften zu nennen. Im ganzen gibt es zweihundertundsiebzig verschiedene Stämme und Dialekte. Zwei Millionen Indianer verstehen heute noch kein Spanisch und weitere zwei Millionen sprechen neben der offiziellen Landessprache noch ihre eigene. Bis heute ist der Indio ein ausgesprochener Lokalpatriot, der im Grunde nur an seiner engeren Heimat hängt.

Ginge es in der Welt von heute an, einen Staat sich selbst zu überlassen, so wäre es durchaus möglich, daß ein re-indianisiertes Mexiko ganz allgemein in die primitiven Lebensformen und die Sozialordnung zurückfallen würde, in denen ein großer Teil der mexikanischen Indianer heute noch lebt.

Bei den heutigen Verkehrsverbindungen erscheint jedoch ein solcher Verlauf kaum möglich. Dagegen könnte es sein, daß der indianischen Rasse ein großer Führer erstet, der sie eint und mit einem Rucke in die andere Zeit und die Existenz einer großen, starken, selbstbewußten Nation hineinreißt.

ALBRECHT HAUSHOFER:**Berichterstattung aus der atlantischen Welt**

Seit dem Erscheinen unseres letzten Berichts ist kaum ein halber Monat verflossen. Dennoch bedarf der Konflikt, der um das Mittelmeer kreist, schon wieder einer gründlichen Darstellung. Verhältnismäßig kurz läßt sich Erfolg und Mißerfolg der Italiener im Kampf gegen Abessinien darstellen. Die italienischen Angriffskolonnen sind in den ersten Wochen des Kampfes im Norden kaum über einen schmalen Grenzstreifen vorgedrungen. In diesem Grenzstreifen allerdings liegt Adua; liegt auch Aksum, die alte Krönungsstadt der Abessinier. Dieser Erfolg mag eine gewisse moralische Bedeutung haben; militärisch verheißt er einen endlosen Feldzug, bei dem es leicht geschehen könnte, daß man zu Beginn einer Trockenzeit dort wieder anfangen müßte, wo man im Oktober dieses Jahres angefangen hat. Wichtiger ist, daß ein Unterbefehlshaber und Verwandter des abessinischen Kaisers zu den Italienern übergegangen ist und von ihnen die Verwaltung von Tigre bekommen hat. Hier meldet sich eine ältere abessinische Dynastie gegen den jetzigen Herrscher zu Wort; darin liegt Gefahr für einheitlichen Widerstand. Freilich ist der Regierung in Adis Abeba sowohl durch die sichtbare militärische Widerstandskraft des Landes (im Osten kommen die Italiener noch langsamer vorwärts als im Norden) wie durch die Ereignisse in Genf der Rücken so sehr gesteuert worden, daß der Abfall eines Teilfürsten verschmerzt werden kann.

In Genf hat sich die Maschinerie des Völkerbundes zu unerwarteter Geschwindigkeit aufgerafft. Zum erstenmal ist der Sanktionsartikel zwar noch nicht angewandt, aber doch zur Anwendung ernsthaft vorgesehen. Das Ausfuhrverbot für Waffen nach Abessinien ist bereits gefallen; wenn es den Abessiniern gelingt, die Bahn nach Djibuti und vor allem die Karawanenstraßen nach Berbera noch einige Zeit offenzuhalten, steigert sich ihre Widerstandsfähigkeit in erheblichem Maß. Auf der anderen Seite steht Italien vor Wirtschaftsmaßnahmen seiner Gegner, die wohl eine Zeitlang, nicht auf lange Frist, getragen werden können. Freilich ist noch vieles ungeklärt: vor allem das Schicksal der italienischen Alpengrenze in bezug auf den Handelsverkehr. Aber die gesamte Macht des britischen Weltreichs sowie derjenigen Staaten, die ihm sicher Gefolgschaft leisten, ist so groß, daß Italien an einigen der wichtigsten lebensnotwendigen Rohstoffen abgesperrt werden kann. Das gilt für Kupfer und Nickel, für Öl, Gummi und Baumwolle. Daß England kein Spiel politischen Bluffs betreibt, sollte inzwischen auch in Rom erkannt worden sein. Die französische Außenpolitik bemüht sich noch immer um ein Kompromiß. Sie steht vor der Wahl, das italienische Sonderbündnis zu verlieren, oder eine völlige Schwenkung der englischen Politik zu erleben. Fügt sich Frankreich der englischen Führung nicht, dann kann es aus den Reden englischer Staatsmänner

entnehmen, daß England gezwungen wäre, selbst die Locarno-Garantie kritisch zu überprüfen. Die Wahl für Laval ist schwer — besonders schwer in einem Augenblick, wo Schäden der inneren Struktur in Frankreich deutlich sichtbar werden. Wie immer sich Laval entscheiden möge — er hat die eine oder die andere Hälfte seines Volkes gegen sich. Es ist nicht leicht, in solcher Lage zu Beschlüssen zu kommen.

Wer französische und italienische, überhaupt nichtenglische Zeitungen liest, sieht sich der schwierigen Frage gegenüber, wie er Idee und Wirklichkeit der gegenwärtigen englischen Politik unterscheide. Es ist verhältnismäßig einfach, wieder einmal vom englischen *cant* zu reden. Unsere Leser mögen uns einen scheinbar frivolen Vergleich gestatten. Stellen wir uns einen Mann vor, der einen Anzug von ungewöhnlichem Wert am Leibe habe, für den sich weniger gut bekleidete und der Raubritterschaft verdächtige Leute interessieren; er habe Gelegenheit gefunden, über diesen Anzug einen Mantel zu ziehen, der für beliebige Benutzer zur Verfügung steht. Versucht nun jemand, ihn anzugreifen, so schreit er: Hier wird öffentliches Eigentum gefährdet. Er meint den Mantel; vom Anzug schweigt er still. Aufs Politische übertragen: der Anzug ist das Empire, der Mantel ist der Völkerbund. Die große Leistung der englischen Diplomatie besteht darin, daß man sich den Mantel für einen Notfall so passend zurechtgeschnitten hat, daß er in der Meinung fremder und eigener Ideologen die kostbare Substanz des Empire verdeckt. Churchill meint den Anzug, Henderson meint den Mantel; worauf es Baldwin ankommt, ist die erfreuliche Wirkung, daß beide aus sehr verschiedenen Motiven das gleiche wünschen und tun. Daß er die Gelegenheit benutzt, um durch Neuwahl die politische Stabilität Englands auf ein weiteres halbes Jahrzehnt zu sichern, können ihm nur diejenigen verdenken, deren Felle bei dieser Gelegenheit endgültig den Strom hinabschwimmen. Zu diesen gehört Lloyd George ebenso wie Snowden, die liberale Opposition ebenso wie die bisherige Führung der Arbeiterpartei.

Daß die militärischen Vorbereitungen des britischen Reichskörpers weitergehen, versteht sich von selbst. Das Aufrüstungsprogramm, das dem nächsten Unterhaus vorgelegt werden wird, ist reichlich. Was aber sollen die Anhänger des Völkerbundskrieges dagegen sagen? Die naive Aufforderung, man möge doch das inzwischen im Mittelmeer versammelte Gros der englischen Flotte wieder nach anderen Gewässern verlagern, ist in schneidender Schärfe zurückgewiesen worden. Noch immer ist England die erste Seemacht der Alten Welt. Selbst dann, wenn das Unerwartete geschähe, wenn Mussolini völlig vor den englischen Forderungen zurückweichen müßte, würden die britischen Schiffe nicht wieder aus dem Mittelmeer gezogen werden. Der Traum der Unabhängigkeit in Jerusalem und Kairo wird noch lange vergebens geträumt werden. Die Rückwirkungen des Konfliktes freilich in Asien, in Afrika wie in Europa bleiben so unberechenbar wie je. Mancher innere Vorgang in europäischen Staaten ist unauflösbar damit verknüpft.

Am meisten gilt das von der schnellen Wiederherstellung der griechischen Monarchie, die das wichtige hafenreiche griechische Land der englischen Flotte leichter öffnen wird, als eine venizelistische Republik das getan haben hätte. Seltsames Widerspiel zu den Tagen König Konstantins! Wieweit innere Vorgänge gefährlichen Charakters in Bulgarien und in der Türkei mit dem Mittelmeerkonflikt in Verbindung stehen, ist schwerer zu sagen. Sicher ist, daß der jüngste Regierungswechsel in Österreich in engem Zusammenhang mit römischen Bedürfnissen steht. Das österreichische Volk ist dabei so wenig gefragt worden wie bei allem, was im letzten Jahr in Österreich geschehen ist. Aber keine österreichische Regierungspropaganda kann verhindern, daß Regierung und öffentliche Meinung in England den wahren Charakter der österreichischen „Unabhängigkeit“ in aller wünschenswerten Deutlichkeit zu sehen beginnen.

Inzwischen ist an einer Stelle deutschen Volksgebietes das Volk gefragt worden. Das Memelgebiet hat gewählt und hat unter Bedingungen von besonderer Schwierigkeit bewiesen, daß kein Regierungsdruck auf die Dauer siegreich bleibt, wenn er gegen die letzten Kräfte des Volkstums angesetzt wird. Mit der gleichen überwältigenden Mehrheit, die das Deutschtum im alten memelländischen Landtag besaß, zieht es in den neuen ein. Die litauische Regierung steht vor der Frage, ob sie umkehren will oder ob sie weiter bereit ist, größeren und gefährlicheren Mächten als freiwillig-unfreiwillige Brandfackel zu dienen. Die Signaturmächte aber haben Gelegenheit, ihre sonstige Vertragstreue unter deutlichen Beweis zu stellen.

Die kanadische Wahl, die der englischen um vier Wochen vorhergeht, verdient eine nähere Betrachtung. Die konservative Regierung ist beseitigt; eine große liberale Mehrheit bereitet dem ehemaligen Ministerpräsidenten Mackenzie King den Weg. Aufschlußreich für die innere Struktur Kanadas, über die wir schon im letzten Bericht gesprochen hatten, ist eine regionale Betrachtung der Wahlergebnisse. Die relativ dünn bevölkerten, in ihrer Wirtschaft schwankenden Provinzen der westlichen Prärie haben zum guten Teil Vertreter von radikalen Wirtschaftsexperimenten gewählt. Alberta z. B. beherrschen diese radikalen Reformer völlig. Aber Alberta und die angrenzenden Teile von Saskatchewan sind doch nur ein kleiner Teil des großen Dominions. Ontario mit seiner vielfältigen Wirtschaft und seinen stark industriellen Interessen ist wenigstens zum Teil den Konservativen treu geblieben. Den Ausschlag aber gibt das franco-kanadische Gebiet, das rund ein Drittel der verfügbaren Sitze im kanadischen Parlament zu vergeben hat. Das ganze französische Kanada hat geschlossen liberal gewählt. Mehr als die Hälfte der Sitze, die das künftige liberale Ministerium stützen, ist von Franco-Kanadiern besetzt. Damit bekommt die neue Regierung eine sehr eigene Färbung von Liberalismus. Das Liberale daran bleibt auf die Wirtschaft beschränkt; kulturell und politisch ist das franco-kanadische Element von bewahrender Vorsicht; damit auch, was gegenüber irrigen Vorstellungen zuweilen gesagt werden muß, von überzeugter

und erprobter Treue zum britischen Empire. Kanada wird also entgegen manchen Erwartungen eine stabile Regierung haben, der es an Aufgaben freilich nicht mangeln wird. Zu diesen Aufgaben gehört in erster Linie die Neugestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zu England, die von den Ottawa-Verträgen in mancherlei Hinsicht abweichen wird. Das Züchten einer geschützten Industrie um den Preis zum Teil phantastischer Zollhöhen, wird aufhören. Aber auch Kanada kann allein nicht gegen den wirtschaftspolitischen Strom der Welt schwimmen. Die Not der Prärie-Provinzen ist nicht damit behoben, daß man die hochgeschraubten Zölle nun wieder abbaut. Wie die Vereinigten Staaten, wie die südamerikanischen Monokulturländer wird auch Kanada aus der Wirtschaftskrise des letzten Jahrzehnts mit einer grundsätzlich veränderten Wirtschaftsstruktur hervorgehen. Es ist der große Vorteil aller raumweiten Staaten, daß ein solcher Umbau ihrer Struktur mit sehr viel weniger Verlust bezahlt werden muß als in den dicht bevölkerten Ländern mit verarbeitender und exportbedürftiger Industrie.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„Frieden oder Krieg im Fernen Osten“ — so hatte Oberstleutnant Cecil Malone, Friedensfreund, kriegserfahren und Kriegsgegner, gründlicher Kenner von China, Mandschurei und Japan, die er mehrfach durchfuhr, einen Aufsatz in der „Far Eastern Review“ überschrieben (S. 209 ff., 1935). Da die britische Wirtschaftssendung von Leith-Ross nach Japan und Sonderfreundschaftsbegrüßungen zwischen Australien und Japan heute erkennen lassen, daß einige seiner Gedanken zugleich solche praktischer angelsächsischer Politik waren, kommen wir abschließend auf die wesentlichsten zurück. Ein Versuch, durch eine gemeinsame angelsächsische Flottenfront Japan zum Krüppel oder doch zurückzuschlagen, wird als Höhepunkt des Unsinns erklärt, trotz General Smuts und Lloyd Georges Appell in dieser Richtung.

Die Gründe für Amerikas transpazifische Zurückhaltung werden wie folgt zusammengefaßt:

1. Die Flotte ist nicht groß genug für das Wagnis und würde auch verdoppelt nach den neuen Milliardenbauvorschlägen nicht stark genug sein, um Japan von einer Ausdehnungspolitik in Asien, selbst der Einverleibung der Philippinen abzuhalten, wenn es sie wollte.

2. Ein in Asien ausgefochtener Krieg um der Chinainteressen willen wäre ein reiner Angriffskrieg (wie der italienisch-äthiopische! —, und zwar trotz aller Tarnung, mit allen Folgen. (Vgl. Italiens Völkerbunderfahrung!)

3. Im Vergleich zu den Kosten eines solchen Kriegs (rund 100 bis 160 Milliarden

Goldmark) sind die Wirtschaftsbelange der USA. in China unbedeutend; die Volkstimmung und Wirtschaft der USA. würde die Last nicht tragen.

4. „Eine ‚Eroberung von Japan‘ — mindestens eine Angelegenheit von fünf Jahren — würde ungeheure Menschen- und Geldopfer kosten, und selbst der Sieg eine größere Niederlage sein, als sie dem Weltkrieg gefolgt sei.“ Das kann offen ausgesprochen werden! Canada und Australien werden ausdrücklich als geneigt geschildert, die Japanausdehnung in unschädlichen Nordwestrichtungen eher zu fördern als zu hemmen. (Vgl. „Australian Views“ North China Herald, 31. 7. 35, S. 169 — in ähnlichem Sinne „Solving pacific problems on pacific lines“.)

Gewiß ist Malone Einzelgänger und trägt die seiner Meinung passenden Stimmen zusammen. Aber es hören doch viele auf ihn, wenn er sagt: „Es ist am besten für Großbritannien und die Vereinigten Staaten, gut Freund mit Japan zu sein.“ Er warnt vor der „Weltorganisation einer Strafseestreitkraft gegen eine erstklassige Seemacht, die weit über die Leistungsfähigkeit des Völkerbundes gehe“. Vorklang für die äthiopischen Herbsttage!

Japan wirtschaftliche Sanktionen aufzwingen wollen, das würde seestrategische Operationen größten Stils im Pazifik bedeutet haben, deren Last auf die Britenflotte gefallen wäre. „Denn die Schweiz, Paraguay und Bolivia, wie andere ehrenwerte Mitglieder des Völkerbundes, die zweifellos für Sanktionen gestimmt hätten, würden keine Kriegsschiffe gesandt haben, und die Vereinigten Staaten würden sich der tätigen Teilnahme so lange als möglich entzogen haben, nur zu glücklich, England für sie die Kastanien aus dem pazifischen Feuer ziehen zu sehen.“

Dann folgt ein Loblied auf eine Politik, die Japan festlandeinwärts führe, und die Gegenüberstellung, daß die Mongolei noch ganz anders im Schutzbann der Sowjetbünde stehe als die Mandschurei in dem Japans und mindestens die gleiche strategische Bedeutung habe, wenn auch keinen vergleichbaren Wirtschaftswert.

Malone erscheint als Hauptgefahr die Zerfahrenheit und Schwäche Chinas mit seiner Volksnot und seinem labilen Volksgefüge (der nur durch gemeinsame Hilfe von Amerika, England und Japan abgeholfen werden könne) bei vollem Verständnis für Japans Festlandsabsichten, für deren richtige Darstellung Japan selbst mehr tun müsse.

Auch in China fängt man an, die Notwendigkeit besserer und vor allem richtiger Selbstdarstellung zu begreifen. Zeugnis dafür sind u. a. die beiden Botschaften chinesischer Führer an ihr Volk von Wang Ching Wei und Chiang Kai Shek, die im August 1935 in der China United Press erschienen (Supplement „The People's Tribune“). Wir erinnern auch an das in Heft X der „Geopolitik“ über die Erneuerungsmöglichkeiten aus dem Südwesten (Szechuan) Gesagte; endlich an den gediegenen Aufsatz von Huan Yong Hu über die Bevölkerungsverteilung in China (Journal of the Geograph. Soc. of China, Bd. II, Nr. 2, S. 4, Engl. Auszug). Die Tatsache, daß eine Linie, von Aigun (Heilungkiang) nach Tengyueh (Yünnan)

südwestwärts gezogen, China in zwei Räume teilt, von denen der eine, nordwestliche, auf 7 Millionen Quadratkilometer 17 Millionen Menschen enthält, der andere, südöstliche, auf 4 Millionen Quadratkilometer 440 Millionen Einwohner, ist symbolisch für die ausgleichsbedürftigen Gegensätze der Volksdichten in den chinesischen Gauen überhaupt: einen der letzten Gründe vieler, den Weltfrieden wie den inneren Frieden Chinas gefährdender Hebel.

Aus der Botschaft Wang Ching Wei an das chinesische Volk geht zum mindesten hervor, daß er selbst die Überzeugung hat, das Ziel der vierzigjährigen „Revolutionskarriere“ Sun Yat-Sens: für China den berechtigten Zustand von Freiheit und Gleichberechtigung unter den Nationen zu erlangen, sei noch nicht erreicht und bedürfe noch einiger Bemühung, deren Erfolg auf beständig analytischem, revolutionärem Wege nachgerade zweifelhaft erscheint. Wenn der Kommunismus jetzt Nanking lästig fällt, darf nicht vergessen werden, daß man ihn von Kanton bis Hankau großgezogen hatte. (S. 14! „Der Daseinskampf der Nationen hängt von ihrer inneren Stärke als Nation ab“ schreibt V. — Wenn man diese innere Stärke beständig spaltet, hat man sie nicht als Ganzes, wenn man sie braucht!)

Ganz anders willensklar treten die so hart gewonnenen Erfahrungen bei Chiang Kai Shek in seinem Aufruf an das Volk von Szechuan in Chengtu hervor: „Die Gegenwart eines starken Heeres und entsprechender Nachschub an Waffen und Schießbedarf nützen wenig ohne den vollen Rückhalt bei der Bevölkerung; denn die wahre Sorge von Szechuan ist nicht Mangel an militärischer Kraft oder fehlender Nachschub, sondern das Vorwalten entarteter Gesinnung und fehlende Volksmoral.“ Das klingt hart, aber es ist wahrer als das Gehen um den Bart der Hinterlandleute in Nanking. Es atmet Frontgeist! „Rückkehr zur Schlichtheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, Fleiß und Einfachheit in der Lebsucht, und vor allem Zucht“ verlangt der Soldat, der aus dem harten Hochland heraus China zu erneuern versucht, wie etwa Gustav Wasa Schweden von Dalekarlien her. Denn so ähnlich ist dieser Versuch zu werten! Kräfte genug würden dafür in der geschlossenen, natürlichen Landschaft von Szechuan mit ihren sicher 52,5 Millionen Menschen auf 406 000 Quadratkilometer stecken, die freilich sehr ungleich verteilt sind, um Chengtu in der Dichte von etwa 500 auf dem Quadratkilometer, in den Berglandschaften nur mit 100—150 sitzen; während Sikang, das Hauptrückzugsgebiet der Kommunisten, nur 358 000 Menschen zählt. Ein einziger Blick auf die vorzügliche Volksdichtekarte von China von Huang Yong Hu (Geogr. Soc. of China, Bd. II, Nr. 2 zu S. 74/75) zeigt, welche dynamischen Möglichkeiten in dem großartigen Anlauf Chiang Kai Sheks zur Befriedung und Tätigmachung (Aktivierung) von Szechuan stecken, dem die Nachbargaue folgen müßten. (Gute Skizzen: „Far Eastern Review“, 1935, S. 292 u. 293: Kommunistische Gebietsteile und Märsche der Rotarmisten.)

Aber es ist allerdings auch höchste Zeit, daß man in China ein Ende macht mit

der Politik der großen Worte und tatenlosen Gesten, dazwischen durch Versuche von Ministerstreiks wie Ende August — Wang Ching Wei, mit Gegenstreik von Yeh Chu Tsang, Sun Fo, Chu Cheng H. H. Kung, Chu Min Yi und Tai Chi Tao, nebst Sonderabgang des Marineministers Chen Shao Kwan — unterbrochen, und daß die von Chiang Kai Shek mit Recht so scharf betonten sachlichen Gesichtspunkte, das „face facts“, die Oberhand erhalten. Er hat die Führer aufgefordert, ihre Verantwortlichkeiten zu tragen und China als „in einer nationalen Krisis wie nie zuvor“ erklärt. Daraus hilft nur irgendeine Form japanisch-chinesischer Wirtschaftszusammenarbeit, wenn man nicht ins kommunistische Fahrwasser gleiten will.

Vor diesen beiden Wahlen steht man: vor „verhaßtem Müssen“ — so oder so.

Der neue japanische Oberkommandierende in Nordchina, Tada, hat kühl erklärt: „Die Sowjetisierung von Chinas Grenzlandschaften sei ein erhebliches Hindernis für jede Zusammenarbeit.“ — „Der Kommunismus steht im Gegensatz zum überlieferungsgebundenen Denken des Ostens.“ (Freilich gab es in China einmal einen Edelkommunisten Wang An Shih, der zweimal seine Ideen durch einen ihm hörigen Kaiser durchzusetzen vermochte!) Seitdem haben die Japaner wehrpolitische Kommandos in Taiyuanfu, Kueihua und Ninghsia aufgerichtet, außer dem schon in Chahar bestehenden, und damit die Innere Mongolei abgeriegelt.

Inzwischen versuchte die chinesische Hochfinanz von Nordchina aus eigener Kraft mit einem Grundstock von 40—50 Millionen Dollar den Anprall zu parieren. Hier dürfte ein „Zu spät!“ angesichts größerer Pläne zur Auskehr der „gefährlichen Gedanken“ aus Nordchina wahrscheinlich sein. Daran wird auch der warme Empfang des ersten chinesischen Botschafters in Washington, Dr. Alfred Sze, trotz seiner Rangerhöhung wenig ändern. Die Vereinigten Staaten scheinen sich praktisch mehr an die nüchterne Auffassung Tom Ireland's zu halten („War clouds in the skies of the Far East“, Putnam, New York): „Amerika möchte die Frage der Einwanderung noch einmal mit Rücksicht auf seine eigenen Volksgenossen in und an den chinesischen und japanischen Meeren überlegen“ und „Die beste Friedensgewähr ist für beide Länder, sich auf ihrem eigenen Anteil des Erdballs zu halten“.

Das kann man tun, wenn Großräumige unter sich sind und bleiben. Auch die Sowjetbünde hätten innerhalb ihrer Portion noch zu tun genug!

Der zähe Wille der Sowjetbünde, ihre eisgebundene Nordfront für Handels- und Wehrverkehr zu durchdringen, hat zu dem Erfolg geführt, daß 1935 zwei Dampfer den Weg vom Weißen Meer nach Wladiwostok zurücklegten, ein weiterer, „Anadyr“, den umgekehrten, und „Stalingrad“, mit langen Zwischenaufenthalten (Tiksy an der Lenamündung zehn Tage; Igarka an der Jeniseimündung), vom 25. 6. bis Ende September die Strecke Wladiwostok—Kolima—Tiksy—Taimir—(Kap Tscheljuskin—Lonely Island—Port Dixon)—Igarka (27. 8.)—Murmansk—London.

Neben solchen Erfolgen und dem tatsächlichen Vorbau der 2800 Angriffs kilometerbahn im Amurland stehen natürlich als Lockungen für die räumliche Phan-

tasie viele Entwürfe, namentlich für Westsibirien und seine Wasserverbindungen, auf dem Papier; aber sie arbeiten oft sehr nahe und dicht an der Grenze solcher geopolitischer Wirklichkeiten, wie des zusehenden Hineingleitens von Ost-Turkestan (Hsinking) in das Sowjetsystem, mit Urumschi als neuer Hauptstadt einer Sowjetrepublik, durch deren Erklärung allein sich anscheinend Chengchisai gegen die Dunganen halten konnte. Damit wird freilich die Rolle der kommunistischen Truppenteile in Kansu und Sikiang erklärlicher; und die Vermutung liegt nahe, daß die gesamte Bewegung innerhalb Chinas nach Nordwesten als gewagter Schachzug einem von außen her vorgezeichneten Plane entsprach. Auf das Bevorstehen großer raumpolitischer Umwälzungen in Turkestan sind unsere Leser vorbereitet. Damit würde das Sowjetsystem in der Richtung auf die Monsunländer zu eine Raumerweiterung von rund 3,1 Millionen Quadratkilometer erfahren haben, mit allerdings nur 3 350 000 Einwohnern darin, die aber — angesichts der Bodenschätze und geopolitischen Werte — wirklich nicht die Hauptsache und außerdem leicht vermehrbar sind.

Hauptsache dürfte der Moskauer Politik wohl mehr die Möglichkeit des unmittelbaren Herantragens ihrer politischen Einwirkungsmöglichkeit an Nordindien, Tibet, Sikiang, Szechuan und Kansu wie die Verstärkung des umfassenden Druckes auf die innere Mongolei sein.

Als vorbeugende Maßregel sind von Kaschmir die wichtigen Nordwestgebiete abgehängt und unter unmittelbare indische Regierungskontrolle gestellt worden. Die tiefe Bewegung der farbigen Welt durch die Vorgänge im Osthorn von Afrika greift natürlich flügelweise rings um den Indischen Ozean über.

Sorgenvoll betont der britische Außenminister, England und Frankreich hätten bisher vermieden, den Gegensatz zwischen Farbigen und Weißen übersteigern zu lassen.

Um die Sorgen von General Smuts und anderen Afrikanern wegen der seit 2. Oktober in Äthiopien angeschlagenen, aber dort nicht endenden geopolitischen Motive begreiflicher zu machen, entnehmen wir dem vortrefflichen „Deutsch-Afrikaner“ aus Pretoria folgende Zahlen:

	Bevölkerung (15. 8. 35)		Geburtsziffern im Monatsdurchschnitt		
	Weiße	Farbige	Weiß	Farbig	
Kapstadt	145 900	143 500	214	530!!	fast dreifache farbige Vitalität
Johannesburg	224 000	154 700	390	170	abnorme Minenstadt
Pretoria	59 900	33 700	133	45	Buren-Lebenswille vorwaltend
Durban	88 900	116 000	120	140	angelsächs. Kol.-Verh.
Bloemfontein	25 900	30 700	60	58	Buren-Lebenswille vorwaltend

Wir könnten andererseits aus den Folgen z. B. des „Transpacific“ Tokyo, aus Aussagungen von General Minami an die japanische Presse, aus Pandit Malaviyas Billigung indischer Truppensendungen (Simla, 3. 9. 35) Dutzende von Beweisen des Widerhalls italienischer Kampfreden in der farbigen Welt bringen. Rings um

den Indischen Ozean und das Westufer des Pazifischen Ozeans ist eben ein hochgradiger Spannungszustand zwischen Leerräumen, Volksdruck und vorenthaltenem Selbstbestimmungsrecht entstanden. Er verträgt keine eigenwilligen Erschütterungen und gestattet selbst einem gewandten, stark und zentral geleiteten Staatswesen auf längere Zeit nicht, zwischen den Mächten der Erneuerung und des Beharrens im Raumbesitz lange hin und her zu pendeln und nach beiden Seiten hin Erpressungen auszuüben, z. B. durch die Drohung, man werde sich bei unzulänglichen Gaben umstürzend der Gegenseite anschließen.

Die Präsidentenwahl Manuel Quezons in den Philippinen, der erste Sturmvogel zur Verwirklichung ihrer Freigabe, ist inzwischen erfolgt. Aber diese eine Schwalbe macht keinen Sommer. Sie verrät nur, wie vorsichtig die Vereinigten Staaten, wie klug durch vielen Schaden die Philippinos geworden sind, die vom ehemals so revolutionären Idealismus eines Aguinaldo nichts mehr wissen wollten und den geschäftstüchtigen Quezon vorzogen.

Ein ähnlicher Kampf läuft in Japan zwischen dem Exponenten evolutionärer Entwicklung, Baron Ikki, und dem Stürmer Hiranuma mit seinem Samurai-erfolge.

Stürmer und Steher arbeiten auch in Indien, etwa durch Jawaharlal Nehru und den Mahatma Gandhi verkörpert, widereinander und gefährden dort damit bodengemäße Entwicklungen, wie sie in China durch Sun Yat Sens Ungeduld als Ergebnis vierzigjähriger „Revolutionslaufbahn“ und sein Paktieren mit Moskau gefährdet worden sind und aus allen geopolitischen Gleichgewichtslagen gedrängt wurden. Gleichgewichtslagen strebt namentlich die Wirtschaft aus Exzessen zu.

Am Ende eines höchst lesenswerten Buches zur Pazifischen Wirtschaftsgeopolitik (Philipp G. Wright: „Trade and trade barriers in the Pacific“, Institute of Pacific Relations, Honolulu; Neue Ausgabe mit fünf Zusatzkapiteln über Mandschurei und Südost-Asien) findet sich der Satz als Binsenwahrheit:

„Aller in dieser Studie angehäufter Stoff führt zu dem Schluß, daß die Handelspolitik jeder Nation andere Länder genau so trifft, wie sie selbst. Trifft eine Nation, in Ausübung ihres Eigenrechts (Souveränität), ohne Rücksicht auf die Folgen, jähe und gewalttätige Änderungen in ihrem Tarif und bringt sie dadurch Unheil über Schwestervölker — womit USA. und Australien zweifellos z. B. den Japanern mit bösem Beispiel vorangegangen sind! —, so werden diese Nationen, gleichfalls in Ausübung ihres Eigenrechts, Abwehrmaßregeln treffen, die sie für geeignet halten. In letzter Analyse bedeutet das Krieg!“ — (den dann allerdings der Eigensüchtige angefangen hat!) — „Aber durch Völkerbunds- und Kellogg-Pakt haben ja die Nationen ihre nationalen Souveränitäten so weit dem allgemeinen Besten untergeordnet“ — (siehe z. B. Uual und Folgeentwicklungen!) —, „daß sie auf den Krieg als Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten verzichtet haben. Wenn solche Übereinkommen mehr als fromme Wünsche

bleiben sollen, dann muß man weitergehen und auch solche Herausforderungen zum Krieg, wie Tarifmauern, übervölkischen Gesetzen unterordnen.“

Damit ist der Nagel auf den Kopf getroffen; und die Lösung liegt — zum mindesten für den Pazifik — vor den Türen der hauptsächlich Errichter von Tarifschränken: der USA., der Franzosen, Australiens und schließlich des britischen Reichsverbandes. Von ihnen haben die raumbeschränkten Mächte, wie Mitteleuropa und Japan, der Not gehorchend, erst gelernt, wie man es macht, um andere zu boykottieren, vom Weltmarkt abzuriegeln usw., so lange, bis die Handelsbarrikaden und neu geschaffenen Zollmauern ihre Erfinder selbst zu stören anfangen. Dann werden Bücher wie das von Wright geschrieben!

Ähnliche Leistungen für Australien kündigte Carter von Australien her an, wohin im September Botschafter Debuchi, einer der geschicktesten japanischen „Good will“-Sendlinge, unterwegs war, nach Australien, das selbst Handelsgesandte nach Tokyo, Batavia und Shanghai ausgesandt hat, der eigenen Wirtschaftsabschließung müde und die Gefahr und Kehrseite seiner Wirtschafts-Ichsucht ahnend.

Ein immer noch fehlendes Glied in der regelmäßigen Flugverbindung des Reiches bereitet Australien wie Neuseeland gleichmäßig Sorge. Es ist der schwierige Verkehrscharakter der seit dem ersten 1200-Meilen-Flug des „Südlichen Kreuzes“ von 1929 erst 16mal, allerdings nur mit einem Unfall (1928), überflogenen Tasman-Meeres (Tasman Sea). Zwischen 11 (Guy Menzies) und 26 Stunden liegen die Zeiten für das bisherige Überfliegen der stürmischen, unter schwerem Gegenpassat liegenden Randmeerstrecke, die nun als Reichsaufgabe spätestens 1937 eingefügt werden soll. Mit Zwischenlandungen ist auch die Strecke North Aukland—Norfolk-Insel—Lord Howe-Insel—Brisbane schon ausprobt worden.

Mit dem bemerkenswerten Bescheid, daß China immer noch eher durch einen beschleunigten Eisenbahnausbau zu retten sei als durch Autostraßen und Flugverkehrsentwicklung, hat die Sendung des Brigadekommandeurs F. D. Hammond (mit L. F. J. Lean und F. J. M. Taylor) Shanghai nach viermonatigem Studium verlassen. Gewiß würde ein leidlich ausgebautes Bahnnetz Querszüge der roten Scharen, wie die des letzten Jahres, unmöglich gemacht haben, die ein Marschnetz von zusammen 3860 Kilometer über das geplagte Riesenland gezogen haben. Wir haben uns die Mühe gemacht, die Züge aus den hübschen Skizzen auf S. 298 u. 299 der „Far Eastern Review“ nachzumessen! Das ist, wie wenn sich Kommunistenheere durch die bedeutendsten Kulturlandschaften Europas von Südfrankreich bis nach den Ostmarken Polens durchschlügen, wobei der Oberkommandierende der Abwehr zwar mehrfach über sie wegfliegt, ohne sie aber stellen oder einkreisen zu können. Aus solchen Tatsachen wird blitzartig die ganze verkehrsgeopolitische Hilflosigkeit der chinesischen Menschenmasse klar, die gewiß mit den Umwälzungen der Taiping-Revolution verglichen werden kann, aber unendlich viel gefährlicher ist in einer Zeit, wo eine große auswärtige, gut organisierte Macht den Lösern der Ordnung,

z. B. in Shensi vom Hwangho-Bogen aus, von Kansu helfende Hände entgegenstrecken kann, die Kräfte der Kolonialmächte aber an vielen Stellen gebunden werden können. Man denke nur an die jüngste Schlappe britisch-indischer Grenztruppen im Mohmandji-Gebiet (Nordwestindien) und auch an die Sorgen gegenüber der schwarzen Rasse, wenn sie auch gewiß vorläufig noch vielfach Zukunftsmusik sind, aber doch mit Beschleunigung gegenwartsreif werden.

Angesichts der äthiopischen Entwicklung ist es endlich deshalb nützlich, sich der Entfaltung des Irak vom Mandatsgebiet zum selbständigen Staatswesen und Völkerbundsmitglied zu erinnern, das allerdings seit 1930 mit der Verteidigungspflicht des Luftwegs nach Indien durch R. A. F. (britische Luftstreitkräfte) belastet ist.

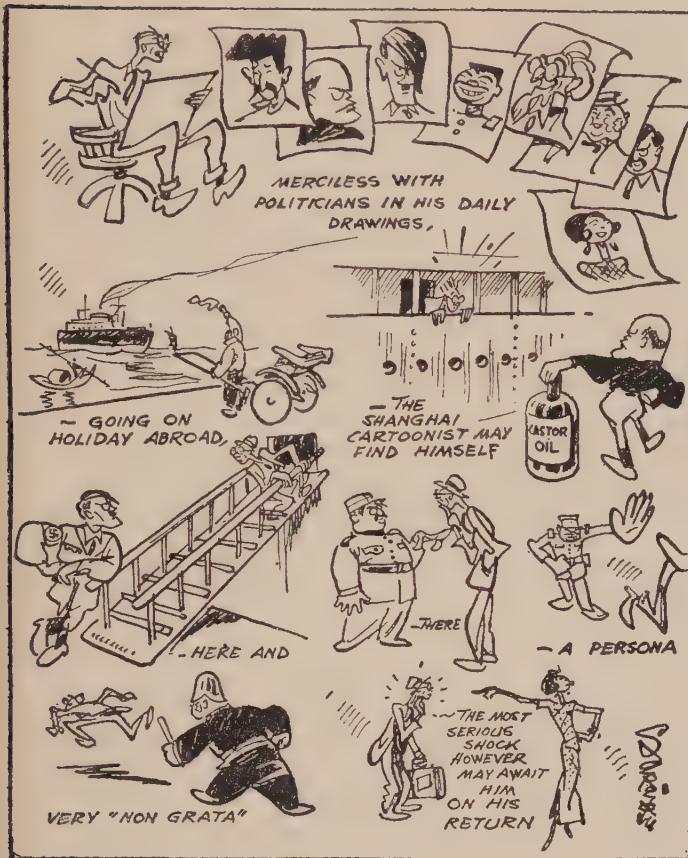
1920, 1927, 1930 und 1932 waren Übergangsstationen. Der Weg zu ihnen war mit Enttäuschungen (Lawrence!) gepflastert. Die geforderten Gewährleistungen aber umfaßten: 1. Wirksamen Schutz von Rassen, Sprachen und Religionsminderheiten; 2. Schutz der fremden Belange; 3. Gewissensfreiheit und Schutz der Tätigkeit fremder Missionen; 4. Achtung erworbener Rechte und eingegangener finanzieller Verpflichtungen aus der Mandatszeit; 5. Achtung internationaler Übereinkommen; 6. Behandlung von Völkerbundsmitgliedern als meistbegünstigte Nation unter Gegenseitigkeit; 7. Zuständigkeit des Haager Gerichtshofs bei jeder Meinungsverschiedenheit in der Auslegung.

Wie viele Völkerbundsmitglieder vertragen das Anlegen dieses Maßstabs? Etwa die Sowjetbünde für fast alle Ziffern; Italien für die meisten; das Irak selbst seither für die Behandlung der Assyryer, Kurden (dieser durch britische Bombenflieger)? Oder gar Litauen?

Am 9. 9. 35 schloß Sir Arnold T. Wilson, M. P. für Hitchin, ein offenbar tapferer und wahrheitsliebender Mann, in Norwich einen Vortrag über „Die Wissenschaft und das Bevölkerungsproblem“ (das in dieser Geschlechtsfolge schärfer als je zuvor sich vor den Großraumbesitzern der Erde, Britenreich, Sowjetbünde, Vereinigte Staaten, aufrichte) mit den Worten: „Das ist das Problem. Ich habe es hingestellt, ohne eine Lösung anzubieten.“ Aber sie lag verborgen in der Feststellung der Besitzer der leeren Räume mit Wanderschranken davor, der Dominien, vor allem Australiens und des russischen Eurasiens. „Freier Güteraustausch ist in keiner Weise Ersatz für die freie Verteilung der Menschheit auf dem Antlitz der Erde ... angesichts wachsender Bevölkerungen an Zahl, an Nöten und Ehrgeiz.“ „Je länger wir den Status quo festhalten, desto sicherer und unvermeidlicher kommt die Explosion der angestauten Kräfte.“ (Dies und mehr: Manch. Guardian vom 10. 9. 35, S. 6.) Nichts anderes haben wir in der „Weltpolitik von heute“ behauptet und in der Geopolitik — die Raumbesitzer vor dem Volksdruck warnend — vertreten! Hier kommt uns Meinungsbeistand an unverhoffter Stelle! Auch der Duce war ehemals ähnlicher Ansicht.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg



FLUCH DEM SPÖTTER!

Weil der Spott-Zeichner aus Shanghai unbarmherzig mit den Staatsmännern umgeht, die er täglich abbildet,

muß er entdecken, sowie er auf Urlaub geht,

[Rizinusöl]

daß er — hier und — dort

eine „persona“ wahrhaft non grata“ ist.

Der schlimmste Schreck aber erwartet ihn, wenn er nach China zurückkehrt!

Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? Bekanntlich hat die Ölpolitik schon immer starken Einfluß auf die Weltpolitik gehabt; viele weltpolitische Entscheidungen bargen einen oft schwer sichtbaren Kern: Öl. Jede Nachricht über Ölfunde verdient daher unsere Aufmerksamkeit. Wir werden uns also, wie wir aus der nachstehenden Meldung der „DEUTSCHEN BERGWERKSZEITUNG“ vom 4. Oktober 1935 schließen, möglicherweise eingehender mit der Politik Ibn Sauds befassen müssen. Es folgt der Bericht:

„In schnellem Tempo entwickeln sich die im Persischen Golf gelegenen Bahrein-Inseln zu

einem Förderzentrum von internationaler Bedeutung. In der zweiten Hälfte 1934 wurden die von der Standard Oil of California erschlossenen Felder in Ausbeutung genommen und ergaben aus wenigen Sonden bis zum Jahresende 285071 Barrels. In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres hat sich die Förderung bei starker Drosselung bereits auf 525000 Barrels erhöht, und es ist bei der großen Ergiebigkeit der Vorkommen nur eine Frage der Zeit, daß auch diese Produktionsziffer beträchtlich überschritten wird. Bisher hat die Gesellschaft über die Verwertung des Rohöls anscheinend noch keine Entscheidungen getroffen,

sonst wäre vermutlich schon eine viel stärkere Steigerung in der Produktion eingetreten . . . Besondere Bedeutung gewinnt die Absatzfrage noch dadurch, daß die Gesellschaft jetzt auch auf ihrem Konzessionsgebiet von Ibn Saud (Arabien) fündig geworden ist. Die erste im Ostteil dieses Gebietes niedergebrachte Bohrung, die unweit der Küste und in der Luftlinie nur etwa 40 km von den Bahrein-Feldern entfernt liegt, hat aus der relativ geringen Tiefe von etwa 600 m ein hochwertiges Rohöl ergeben. Möglicherweise handelt es sich hier und auf Bahrein um Teile einer einzigen ausgedehnten Öllagerstätte, die geologisch ähnlichen Ursprungs sein dürfte wie die reichen Strukturen in Iran und im Irak. Bei der mutmaßlichen Ergiebigkeit der neuen Felder wird man der weiteren Entwicklung um so größere Aufmerksamkeit schenken müssen, als kein Zweifel darüber bestehen dürfte, daß hier ein neues Ölzentrum im Entstehen begriffen ist, das auf die künftige Absatz- und Marktgestaltung nicht ohne Einfluß bleiben kann.“ F.

Neue Wege der USA.-Kulturpropaganda in Ibero-Amerika

Bisher hatte sich die Politik der USA. gegenüber Ibero-Amerika im wesentlichen auf eine „Dollardiplomatie“ beschränkt, die zwar gelegentlich durch freundliche „Pan-Amerika“-Konferenzen wohlthuend, aber ohne tiefere Nachwirkung unterbrochen worden war. Diese Einstellung hatte zwar USA. wirtschaftliche Vorteile, keineswegs aber die Freundschaft der Süd- und Mittelamerikaner bringen können. Hier soll nun eine Änderung eintreten. Wir entnehmen der ausgezeichnet geführten „IBERO-AMERIKANISCHEN RUNDSCHAU“ (Heft 2) folgende aufschlußreiche Sätze:

... Jetzt ist die United States Junior Chamber of Commerce durch W. Galloway mit einem neuen Erziehungsprogramm an alle in Betracht kommenden Unterrichtsanstalten der Union herangetreten. In der Woche vom 8. bis 14. April sollen alle Lehranstalten den ibero-amerikanischen Staaten im Unterricht besondere Beachtung zuwenden und sie mit einer würdigen Feier über Panamerika beschließen. In dem Rundschreiben der Handelskammer werden acht Punkte herausgehoben, die auch für die Arbeit, die wir leisten wollen, manches Richtunggebende enthalten:

1. Einrichtung von Schulbüchereien für die verschiedenen Altersstufen.
2. Einführung von Kursen über die Geschichte Ibero-Amerikas in den High Schools.
3. Stärkere Betonung des Spanischen und Portugiesischen im Lehrplan der High Schools.
4. Vorträge über ibero-amerikanische Fragen durch gründliche Sachkenner.

5. Ermutigung der Elternschaft zu Vergnügungs- und Ferienreisen nach ibero-amerikanischen Ländern.

6. Gewährung von Reisestipendien für Studenten und Lehrer.

7. Ausgedehnter Nachrichtenverkehr.

8. Förderung des Gedankens der Handelspolitik auf Gegenseitigkeit.“

Angesichts dieser kulturpolitischen Bestrebungen liegt es nahe, auch in Deutschland auf die Wichtigkeit einer stärkeren Förderung des spanischen und portugiesischen Sprachunterrichts und eine größere Verbreitung von Kenntnissen der südamerikanischen und mittelamerikanischen Geschichte und Kultur hinzuweisen, zumal die Beziehungen zwischen den ibero-amerikanischen Mächten und Deutschland stets recht freundschaftlich waren und viele Hunderttausende unserer auslanddeutschen Brüder gern gesehene Bürger der ibero-amerikanischen Staaten sind. Es scheint uns, als ob durch die Kenntnis der französischen Sprache und Kultur die Kenntnis der andern romanischen Sprachen unverdient zu sehr in den Hintergrund getreten sei. F.

Studentische Jugend und Außenpolitik

Angesichts des in Abessinien aufflammenden Kriegsfeuers und seiner gefährlichen Zündkraft sieht allmählich wohl auch der spießigste Bürger ein, daß die Welt zusammengeschrumpft ist, daß jeder politische Vorgang an einem Ende der Welt wichtige Vorgänge am andern erzeugen kann, daß sich politische Kraftlinien wie ein Spinnennetz über den Erdball legen und jede politische Erschütterung weiter-schwingen lassen. Aus diesen Erkenntnissen gilt es Folgerungen zu ziehen. Wolf Schenke tut dies in einem Aufsatz „Die Erweiterung des politischen Horizonts“ in „DER DEUTSCHE STUDENT“ (Augustheft 1935). Wir bringen einige Stellen dieses Aufsatzes:

... Wir müssen eine politische Schicht heranzubilden, die die Probleme des Panamakanals ebenso gut kennt, wie sie über Ost-Turkestan orientiert ist, die Kriege in Südamerika ebenso in ihre politische Rechnung einzusetzen weiß wie die Vorgänge im fernen Osten, die mit Mächteverlagerungen in entfernten Weltmeeren ebenso rechnet wie mit Truppenverschiebungen an einer unserer Grenzen . . . Wir haben keine außenpolitische Tradition, es sei denn die Tradition unserer ewigen Fehler. Darum ist die Notwendigkeit um so härter, heute eine politische Elite heranzubilden mit weltpolitischem Horizont. Die Fähigkeiten dazu stecken in uns, vielleicht mehr als in jedem andern Volke. Und da ist es der beste Weg, stets der Tradition unserer Fehler eingedenk zu sein, damit wir nur unsere positiven Eigenschaften einsetzen.

Wenn wir unsere Fehler erkannt haben, dann müssen wir sie uns stündlich vor Augen halten: Romantik, Gefühlsduselei, Schönfärberei und billiger Optimismus, ideologische Verranntheit. An ihre Stelle müssen treten: Tatsachensinn, unbedingte Wahrheitsliebe, die sich selbst nichts vormacht, Einsicht in das Notwendige und unbedingter, harter Wille, das Ziel zu erreichen, auf welchem Wege es auch immer sei, die restlose Unterordnung aller Sentiments unter die politische Wirklichkeit. Und immer wieder: Erkenntnis der Tatsachen ... Wohl ist Politik eine Kunst, in der nur angeborene Begabung zur höchsten Gestaltung befähigt, aber gerade die Außenpolitik ist wohl mehr einem Kunsthandwerk zu vergleichen, das bei stillschweigender Voraussetzung künstlerischer Begabung die Beherrschung einer ungeheuren Fülle von zu lernenden Handgriffen erfordert. Außenpolitik und auch nur die Beschäftigung mit ihr und ihr Verständnis ist wie selten eine Betätigung aufgebaut auf Wissen. Auf einem umfassenden Wissen aller politischen Vorgänge und aller politischen Voraussetzungen dieser Welt, und es genügt nicht — wie es früher vielfach die Praxis der Diplomaten war — nur über bestimmte Spezialgebiete eine eingehende Kenntnis zu besitzen, bei der heutigen Kleinheit der Welt, bei der politischen Verflechtung über Weltmeere und Erdteile hinweg muß der Politiker schlechthin alles übersehen ... Nicht nur, daß Wissenschaften, wie Geographie und Geschichte, politisch sein sollen, nein, auch in ihrer rein wissenschaftlichen Stoffzusammensetzung haben sie eine tiefgreifende Umorientierung nötig. Nehmen wir einmal den Geschichtsunterricht, wie er bisher war und heute noch ist. Sein Horizont ist ein typischer Kirchturmshorizont. Chronologisch beginnt er mit der Urgeschichte, dann kommt die Antike, dann die deutsche Geschichte. Dabei bleibt es. Die einzelnen Nationen, mit denen wir größtenteils heute politisch zu tun haben, tauchen im Geschichtsunterricht erst dann auf, wenn sie irgendwie mit diesem beschränkten Lebenskreis in Berührung kommen ... Es ist höchste Zeit, daß mit diesem provinziellen Standpunkt einmal Schluß gemacht wird. Weil die Welt klein geworden ist, weil es auf ihr keine leeren Räume mehr gibt und ein Stoß an irgendeiner Stelle sich fortsetzt über die benachbarten und den ganzen Erdball herum, ist es notwendig, zu einer Gesamtschau der weltpolitischen und als ihrer Voraussetzung der weltgeschichtlichen Vorgänge zu kommen. Mobilisierung heißt die Parole, Mobilisierung der geistigen Kräfte! Wir müssen noch viel lernen.“

Wir grüßen Wolf Scheuke, der sich die Berechtigung für solchen Aufruf auf einer ersten Reise in die Welt holte und freuen uns auf-

richtig über diese Bereitschaft der jungen Generation. Entsprechen doch die gestellten Forderungen dem, was die Geopolitik schon seit Jahren immer und immer wieder fordert. Ist die geopolitische Betrachtungsweise doch nichts anderes als jene Synthese aus den Wissenschaften alten Stils, die der Verfasser ersehnt. Wir hoffen daher zuversichtlich, daß sich in Auswirkung des Aufrufes von Wolf Scheuke mit den jetzt kommenden geopolitischen Mittelstellen an den Universitäten die Zahl der Hochschulgruppen unserer Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik stark vermehren wird, und daß immer mehr Studenten sich in zäher und steter Arbeit um die Erwerbung geopolitischen Wissens mühen.

Ist Geopolitik Auslandskunde?

Besprechungen geopolitischer Werke lesen wir gern, ob sie zustimmend sind oder ablehnend. Sind sie doch auf jeden Fall Zeugnis dafür, daß der Rezensent sich mit geopolitischen Problemen auseinandergesetzt hat. Finden wir jedoch in einer Besprechung Irrtümer über Wesen, Ziele und Aufgaben der Geopolitik, so ist es unsere Pflicht, auf diese Irrtümer hinzuweisen. So finden wir in einer Besprechung von Werken Karl Haushofers (**GEISTIGE ARBEIT** 17/35) einige Ansichten, die einer Korrektur bedürfen. Der Rezensent, Dr F. Papenhusen-Dresden, schreibt: „Die Geopolitik ist die Lehre von der geographischen Bedingtheit der Politik. Sie kann daher kein anderes Ziel haben, als die politisch wirksamen Kräfte des Raums zu erkennen und die materiellen Grundlagen der Politik zu zeigen ... Raum, Kultur, Macht und Wirtschaft sind die vier tragenden Säulen der geopolitischen Gedankenwelt ... Es war ein großer Fehler der Geopolitik, daß sie dem Raum an sich einen alles überragenden Wert beilegte und ihn fast als politisch handelndes Subjekt ansah. Alles andere, was über das grobsinnlich Wahrnehmbare hinausging, zählte zu den Imponderabilien, zu den Tatsachen von unbestimmbarer Wirkung ... Nur so kann das erreicht werden, was die eigentliche Aufgabe der Geopolitik sein sollte: Die Grundlage schaffen für eine Politik, die das Daseinsrecht auch der andern Völker anerkennt und vor allem das Verständnis für deren Eigenart aufbringt.“

Hierzu ist zu bemerken: Geopolitik ist Staatswissenschaft und lehnt eine materialistische Raumüberschätzung ab. Haushofer schrieb bereits 1928 (Einführung zu Fairgrieve: Geographie und Weltmacht, Berlin-Grünwald): „Gewiß ist es nur ein Teil, nüchtern gerechnet etwa 25%, was aus bodenbestimmten, erdgegebenen Zügen im Laufe der geschichtlichen Bewegung als geopolitische Wahrheit, vielleicht

als Gesetz aus dem Gewebe menschlicher Willkür und Torheit herausgehoben werden kann. Aber ist dieses Viertel wissenschaftlicher Klarheit im Getriebe der Politik nicht die darauf verwendete Arbeit wert?" Diese Worte des Führers der geopolitischen Wissenschaft weisen den so beliebten Raumeinflüssen auch zahlenmäßig den Rang zu. Die Geopolitik beschränkt sich also nicht auf die Untersuchung der Raumbedingtheit politischer Vorgänge, sondern sucht darüber hinaus die Beziehungen zwischen Staat und Raum und Volk und Raum zu erkennen. Ihr vornehmlichstes Feld liegt eben dort, wo der Rezensent „Imponderabilien“ sieht; dort hat

sie Forschungsaufgaben wie kaum eine andere Wissenschaft.

Auch ist es nicht die Aufgabe der Geopolitik, eine Art Auslandskunde zu sein, ihre Aufgabe ist vielmehr, der praktischen Politik Rüstzeug zum politischen Handeln zu liefern. Mit der hiermit verbundenen Erkenntnis des erdgebundenen außenpolitischen Kraftspiels überschreitet sie weitaus die Grenzen einer reinen Auslandskunde. Grundpfeiler der Geopolitik, der Wissenschaft vom Staat als Organismus, sind Volk, Staat und Raum in ihrer Gesamtheit und im Ablauf ihrer Lebensvorgänge. Jede Einengung ihrer Aufgabenstellung greift das Wesen der Geopolitik an. F.

KURT VOWINCKEL:

Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen

Hövel, Paul: Grundfragen deutscher Wirtschaftspolitik. gr. 8°, VII, 1925, Berlin 1935.

Wir Geopolitiker sind von den „Nationalökonomern“ nie verwöhnt worden. Es blieb bis zum Einbruch des Nationalsozialismus auch in die starre Front der Wissenschaft unser Vorrecht, die Wirtschaft als eine der in ihrer Form zeitgebundenen Lebensäußerungen des Volkskörpers zu sehen und somit in Form und Richtung unterworfen der Gestaltung des Volkskörpers: dem Staat.

Kein Primat der Wirtschaft! Und damit auch keine Überbetonung des wirtschaftenden Menschen. Wirtschaft ist nur gut, wo sie der Gesundheit des Volksganzen dient. Aus dieser Grunderkenntnis heraus mußte die Geopolitik immer und immer wieder auf die Gefahren der Monokulturen, also der Großformen der Wirtschaft, auf die biologische Gefährdung des Volkskörpers, auf die Entwurzelung und Verstädterung hinweisen.

Aber diese für das kommende Jahrhundert richtungweisenden Grundgedanken waren mit verschwindenden Ausnahmen nie Arbeitsgegenstand der Berufenen: der Staats- und Wirtschaftswissenschaftler. Und das Werk von Hövel, das zu solchen Randbemerkungen verlockt, ist eines der ersten, die sichtbar geopolitischen Blick und eine richtungweisende Einordnung des Wirtschaftsbereichs in Volkskörper, Raum und Staat zeigen.

Dabei überrascht als Frucht dieser Betrachtungsweise die Sicherheit, mit der hier aus einer klaren Übersicht über die Gesamtheit von Staat und Wirtschaft jeder Wirtschaftszweig gewertet und in den richtigen Bezug gestellt wird. Gerade in dieser Tatsache geht das Werk über eine referierende Darstellung der letzten Wirtschaftskrise und ihre Bekämpfung durch den Nationalsozialismus weit hinaus. Die Klarheit der Gesamtschau führte — ein wesentlicher Vorzug dieser Arbeit —, zu klarer Gedankenführung und zu einer nüchtern-klaren Sprache: die Darstellung wirkt in einem Grade durchsichtig, wie wir das bei wirtschaftswissenschaftlicher Literatur kaum kennen.

Eines allerdings scheint uns, wenn auch bei der Fülle des Stoffes erklärlich, so doch notwendig, festzustellen: die Grundeinstellung geht betont von der Industriewirtschaft und ihrer Welt aus, auch dort, wo landwirtschaftliche Fragen behandelt werden. Die gewaltige und für die Zukunft entscheidende Problemstellung: Stadt — Land, Maschine — Mensch tritt nicht mit der Deutlichkeit hervor, die ihrer Schwere entspricht.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Geopolitische Faustskizze: Bayern

Heinz Haushofer: Wir Bayern! Edwin Runge Verlag, Berlin 1935. 174 S., zahlreiche Abb. und Karten. RM. 4.50.

In der Reihe „Deutsches Volk“, die von Hillen-Ziegfeld herausgegeben wird, hat Heinz

Haushofer sein Büchlein dem bayrischen Stamm gewidmet, eine Arbeit, deren Fülle und Reichtum eine Kritik in wenigen Worten nicht gestattet.

H. Haushofer ist selbst Bayer, Bayer, mit der ganzen Liebe zu seiner Heimat, mit der ganzen unproblematischen Natürlichkeit, mit der ganzen Leidenschaft zu Art und Sitte seines Stammes. Aus dieser Haltung ist dieses Büchlein entstanden, etwas, was der Leser im übrigen voraussetzen wird.

Das Buch ist aber noch weit mehr, und damit erhält es seinen Rang: es ist das Gemälde eines deutschen Stammes. Nicht ein historischer Bericht oder eine volkskundliche Untersuchung, sondern die Schilderung der Seele dieses deutschen Stammes — seines Lebensgefühls, seines Heimatempfindens, seiner Charakterzüge und seiner Aufgabenstellungen. Und das sei vorweggenommen: der Verfasser hat keinen Strich zu viel und keinen zu wenig in seine Zeichnung gefügt, sie ist ihm meisterhaft gelungen.

Bauerntum ist das Wesen des Bayern. In ihm verschmilzt alles zur Einheit eines geschlossenen Lebensbildes. Zäh und zugleich leicht beschwingt, derb und dabei kunstsinnig, konservativ und zugleich von unbändigem Freiheitsdrang erfüllt („Koaner muaß“), dickschädelig und auch elastisch mit seinem Boden bis zur wildesten Eigensinnigkeit verwachsen und daneben von weltweitem politischen Verständnis, kampffreudig aber ruheliebend, eigenbrödlerisch und Träger eines festen Gemeinschaftslebens, an altüberliefertem heidnischem Brauchtum ebenso unentwegt festhaltend wie von tiefer Religiosität erfüllt — das scheinen innere unüberbrückbare Gegensätze, Charakterzüge einer zwiespältigen Natur, die doch in ihrer Vielfalt ein seelisches Mosaik ohne störende Disharmonien oder Anfallserscheinungen bilden. Das ist das Rätsel des bayrischen Stammes und der Beharrlichkeit seines Wesens.

H. Haushofer findet alle Züge dieses Bauerntums auf und stellt ihre Bedeutung in die unmittelbare Gegenwart hinein: Das „beinah leidenschaftliche“ Festhalten an jahrtausendealten Wirtschaftsformen, das Wesen der Bauernherrschaft, die Bodenständigkeit, das bauerliche Recht des Waffentragens, die kolonisatorische Kraft dieses Bauerntums, die Glaubenstreue, das Verwachsen von Mensch und Boden, die Liebe zum Haus, die Bewahrung bauerlichen Wesens in den Städten, der Sinn für Tracht und Brauchtum, das Festhalten an der urwüchsigen Mundart mit ihrer Ausdrucksfähigkeit, „ihrer statuarischen Festigkeit, ihrem großen dekorativen Wurf“, die Musikalität und „die Fähigkeit, sich selbst zu befreien und in eine völlige Ausgelassenheit hinaufzuwerfen“, „die Fähigkeit zu einer halb heiteren, halb schmerzlichen Selbstvergessenheit“, die Liebe zu seinem Land und die politische Leistung.

Um die politische Leistung rankt der Verfasser einen politischen Überblick über Geschichte und Problemstellungen der bayrischen Stammespolitik, die zwar nicht in systematischer Darstellung eingefügt ist, aber dennoch einen erschöpfenden Überblick gibt. Vier Fragen sind entscheidend geworden für die Aufgaben des bayrischen Stammes: die Behauptung der Alpenstellung, Abwehr und Vormarsch im Südostraum, der kolonisatorische Vorstoß in das böhmische Becken und die Herstellung eines organischen Gefüges zwischen Reich und Stamm. Der Ausgriff nach dem Süden findet seine Formel in dem Satz: „Wer die Ostalpen besitzt, kann das deutsche Volk nicht nur bis an die schwäbisch-bayrische Hochebene zurückdrängen, sondern auch jede deutsche Donaupolitik unmöglich machen.“ Daraus folgert eine Zusammenschau der gesamtbayrischen Geschichte einschließlich Österreichs und der sudetendeutschen Teile und eine grundlegend neue Bewertung der Dynamik der volksdeutschen Südgrenze und ihrer Auswirkungen auf die deutsche Geschichte. Zu diesem Thema sagt der Verfasser: „Um die Alpen wirklich dauernd zu besitzen, muß man ihr Vorfeld beherrschen: das wußten die Römer; nicht umsonst sind die Tagebücher von Marc Aurel zum großen Teil in Carnuntum, nahe bei Hainburg an der Donau geschrieben. Das wußte aber auch das Reich: ebenso wenig umsonst ritten die deutschen Kaiser über den Julier und den Septimer (— geschichtsträchtige Namen! —), nicht umsonst starb Kaiser Lothar der Sachse in einem Bauernhaus in dem Dorf Breitenwang bei Reutte; nicht umsonst sicherte der alte Radetzky bei Novara und Custoza dieses südliche Vorfeld noch einmal für das Reich...! Die Donaupolitik zeigt eine einheitliche Linie von der Anlage der karolingischen Marken bis zu Max Emanuel, dem Eroberer Belgrads und den Leistungen des bayrischen Alpenkorps in den Karpaten. Am wenigsten ist der Zug über den Nordwall geglückt, der der Ablenkung durch die anderen beiden

Aufgaben und durch die Kämpfe für das Reich im Westen erlag. Und dann bleibt noch die große Geschichte des Ringens der Bayern um das Reich, in dem seit den bayrischen Edlen Karl Martels der bayrische Stamm den Sinn seiner politischen Aufgabe und die Möglichkeit deutscher Lösungen an seinen anderen Fronten gesehen hat.“ Und so hat Haushofer die politische Leistung mit den Worten Nadlers umschrieben, der die Bayern als das Kontingent „zwischen Abendland und Morgenland, deren unverrückbare Grenzen es mit der Schärfe des Schwertes immer wieder nachfurchte“, bezeichnet.

So rundet sich auf knappen 174 Seiten sowohl eine darstellerische Leistung als auch eine inhaltliche Gedankenfülle zu dem Bild jenes deutschen Stammes, der der Träger der Erneuerung des Reiches in unseren Tagen wurde. Ein schönes Buch. Man muß dem Verfasser dafür dankbar sein.

Büchertafel

Die Besprechungen stammen von Rupert von Schumacher. Wo Arbeiten anderer Mitarbeiter eingefügt wurden, ist der Name am Schluß der Besprechung verzeichnet.

Wehrpolitik

W. Nehring: Heere von morgen. Ein Beitrag zur Frage der Heeresmotorisierung des Auslandes. **Liddell Hart:** Infanterie von morgen. **J. F. C. Fuller:** Generäle von morgen. Betrachtungen über militärisches Führertum. Alle Bde.: Vlg. Vögenreiter, Potsdam 1935. 80 S. RM. 1,80.

Wir hatten schon öfters Gelegenheit, auf die ausgezeichneten „Grauen Bändchen“ des Verlages Vögenreiter hinzuweisen, die rein äußerlich den Beweis erbringen, daß auch kleine Schriften wertvolles Schrifttum bieten können.

Die vorliegenden Bändchen bieten eine Fülle wehrpolitisch interessanter Gedanken über modernes Soldatentum und neuzeitliche Wehrpolitik. Die erste Schrift erörtert in konzentrierter Form alle Fragen der Motorisierung: Organisation, Verwendungsgrundsätze, Aufbau, wirtschaftliche Mobilmachung, Treibstofffrage, Gelände und Motor, Kostenfrage, psychologische Einstellung zum Motor und Führungsfrage, Mobilisierung des nationalen Autoparks usw. Zahlreiche Beispiele dienen der Illustration der „Revolution des Motors“.

Die beiden andern Bändchen entstammen der Feder der bekanntesten englischen Militärtheoretiker. „Tria juncta in uno — Pirschgänger, Sportsmann und Scharfschütze — das ist der neue Infanterist.“ In diesen Satz faßt Hart seine Auffassung vom neuen Infanteristen zusammen, die sich aus der neuen Kampfarm: Pirschangriff, maskierter Angriff, Überfall, der Motorisierung und dem weitgehenden Auf-sich-selbst-Angewiesensein des Soldaten auf dem Schlachtfeld ergibt. Man könnte noch hinzufügen: Der moderne Soldat muß noch Techniker und Arbeiter sein.

Generalmajor Fuller verlangt von einem neuen militärischen Führertum Persönlichkeit, Willen und persönlichen Einsatz, um die im

Weltkrieg zutage getretene Kluft zwischen Führerschaft und Soldaten zu beseitigen. Die Motorisierung wird ein solches Führertum ebenso brauchen wie eine Flotte ihren Admiral, der ebenfalls nicht im gesicherten Unterstand an Land bleiben kann, sondern die Schlacht persönlich anführt.

Diese drei Büchlein sollte sich heute jeder Laie zu Gemüte führen, denn sie zeigen die Linien künftiger Entwicklungen auf, die einen vollkommen neuen Stil für Wehr und Kämpfer bringen.

Gandenberger von Moisy: Luftkrieg — Zukunftskrieg. Zentralverlag G. m. b. H. Berlin 1935. 108 S., 25 Fotos, 25 Zeichnungen. RM. 1,50.

In knappen Ausführungen werden dem Laien alle technischen, wirtschaftlichen, strategischen, taktischen Probleme usw. der Luftwaffe und des Luftkrieges verständlich gemacht. Eine Übersicht über den Lufrüstungsstand der Mächte schließt die aufschlußreiche Broschüre.

Oberst P. Vauthier: Die Kriegslehre des Generals Douhet. Rowohlt Vlg., Berlin 1935. 228 S. RM. 6,50.

Eine französische Untersuchung und Kritik der Kriegslehre des Italieners Douhet, der zweifelsohne der modernste und konsequenteste Kriegstelehrer ist. Douhets Lehren von der „Höchstleistung“, der einheitlichen Führung und der Luftoffensive werden auf ihre Wahrscheinlichkeit geprüft, wobei der Verfasser im allgemeinen bejahend, unter Zurückweisung allzu überspitzter Theorien eingestellt ist.

Arthur R. Ehrhardt: Kleinkrieg. Geschichtliche Erfahrungen und künftige Möglichkeiten. Verlag Vögenreiter, Potsdam 1935, 112 S. RM. 1,80.

Das kleine schlichte Bändchen von Ehrhardt verdient größte Beachtung sowohl vom geopolitischen wie vom militärischen Gesichtspunkt aus. Es gibt einen Überblick über die

Banden- und Kleinkriege seit den napoleonischen Kriegen und behandelt im besonderen die spanische Erhebung, die Freikorps, die Volks-erhebung in Frankreich 1870, die Komitadschis und die roten Partisanen-Truppen. Mit einem Hinweis auf die Verwertung der Kleinkriegs-erfahrungen in modernen Armeen kommt E. zu dem Schluß, daß der Kleinkrieg bei zukünftigen Waffengängen größere Bedeutung denn je gewinnen wird, vorausgesetzt, daß die typischen Grundsätze des Kleinkrieges, die E. aus der Erfahrung ableitet, beim praktischen Einsatz beobachtet werden.

Aus den zwingenden Schlüssen über den künftigen Einsatz von Kleinkriegsmethoden ergeben sich umfangreiche Folgerungen für die ganze Arbeit der praktischen Geopolitik; besonders die Raum- und Bevölkerungsorganisation der Grenzgebiete wird sehr stark von den Erwägungen der Kleinkriegsstrategie beeinflußt werden. Es ist zu wünschen, daß deshalb das Büchlein in weitesten Kreisen bekannt wird, damit sich die Theorie mit diesen grundlegenden Ausführungen in der notwendigen Breite und Tiefe aus-einandersetzen kann.

W. Nehring: Panzer und Motor in fremden Heeren. 72 ausgew. Fotos mit Erläuterungen. Vögenreiter Vlg., Potsdam 1935, 64 S., RM. 2,—.

Eine sehr illustrative Ergänzung vieler journalistischer und fachlicher Ausführungen in Zeitungen und Zeitschriften über Mechanisierung und Motorisierung und ihren Umfang in fremden Armeen.

Walter Haas: Soldatenlexikon. Franckhsche Vlgshdlg., Stuttgart 1935, 184 S., 130 Abb., RM. 2,50.

„Ein Merkbuch für den Infanteriedienst“, wie der Untertitel sagt. 325 Stichworte geben über die wichtigsten technischen, taktischen und praktischen Fragen Auskunft.

Kurt Hesse: Der kriegswirtschaftliche Gedanke. Hanseatische Verlagsanst., Hamburg 1935, 52 S., RM. 1,80.

Der Verfasser eröffnet mit diesem Heft eine Reihe von „Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung“, der nach der vorliegenden Einleitungsschrift die größte Aufmerksamkeit zu schenken sein wird. H. sichtet Schrifttum und Theorie über die Kriegswirtschaft in ihren drei charakteristischen Perioden: Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit, und umreißt den Wandel der Auffassungen auf diesem Gebiet. In den Schlußbetrachtungen gibt er eine Übersicht über alle Gebiete der Kriegswirtschaft, deren Bedeutung und Grenzen.

Sebastiano Visconti-Prasca: Der Entscheidungskrieg. G. Stalling, Oldenburg i. O., 1935, 247 S., RM. 4,80.

Weniger selbständig und revolutionär als Douhet tritt Visconti-Prasca für die Infanterie ein, der er noch immer die Hauptrolle beläßt. Er legt Wert auf ein Führerkorps im Sinne Füllers und predigt den offensiven Entscheidungskrieg mit „absolutem Sieg“, wie ihn heute so ziemlich alle Wehrtheoretiker fordern. In den Einzelheiten äußerst interessant, ist er eine Ergänzung der anderen Italiener, die mehr als alle anderen Nationen zur Entwicklung der Nachkriegslehre beigetragen haben. Auf Prasca werden wir ebenso wie auf Douhet, Guadagnini und Morretta noch ausführlicher von unserem geopolitischen Standpunkt aus zurückkommen.

Deutschland

Johannes Haller: Von den Karolingern zu den Staufern. W. de Gruyter, Berlin 1934, 141 S., 4 Karten, RM. 1,62. **Johannes Haller:** Von den Staufern zu den Habsburgern. W. de Gruyter, Berlin 1935, 117 S., 6 Karten, RM. 1,62.

Die beiden gefälligen Bändchen der Göschensammlung bringen in gedrängter Kürze alles Wissenswerte aus den beiden Perioden der deutschen Geschichte in lebendiger und zugleich sachlicher Darstellung. Sie bereichern die wertvolle Göschensammlung um zwei wesentliche Bände.

Herbert Blank: Soldaten. Preußisches Führertum von Waterloo bis Ypern. G. Stalling, Oldenburg 1935. 469 S. 3. Aufl. RM. 5,80.

Das mit Leidenschaft und heiliger Liebe zu Preußens Soldatentum geschriebene Buch von Blank — eine Geschichte und eine Sammlung von Biographien zugleich — hat seine dritte Auflage zu Recht erlebt. Wenn noch etwas bei einer Neuauflage zu ändern wäre, dann sind es manche Geschichtswertungen allgemeiner Art, die einer gesamtdeutschen Durchfeilung ermangeln.

Ekkehart Staritz: Die West-Ostbewegung in der deutschen Geschichte. F. Hirt, Breslau 1935, 288 S., 4 Kartenbeilagen, RM. 7,—.

Im Untertitel bezeichnet sich das Buch als „ein Versuch zur Geopolitik Deutschlands“. Das ist wohl nicht ganz richtig: es ist eine empfehlenswerte, übrigens auch schon längst notwendig gewordene Schilderung der Nordostkolonisation im Rahmen der gesamten Ostbewegung. Zur Geopolitik gehört aber nicht nur eine Darstellung des Raumes, sondern auch die Kenntnis der Dynamik des Raumes. Und gerade da wird der Verfasser der „strategischen“ Seite der Politik nicht ganz gerecht: er ringt mit dem Problem der Südfront und bleibt dabei am dynastischen Denken in der Geschichtsbetrachtung haften. Denn die Frage ist nicht mit dem Urteil „Fehler“ abgetan — die Südfront ist leider meist von außen her dem Deutschland aufgezwungen worden. Das Werk ist aber

trotzdem zu begrüßen, weil es aus der Geschichtsbetrachtung heraus den Blick für den Osten gewinnt, der dem Binnendeutschum so lange gefehlt hat. Man würde nur wünschen, daß der Verfasser in späteren Auflagen eine Vertiefung der geopolitischen Erkenntnisse und eine stärkere Betonung der Dynamik der deutschen Raumlage vornimmt.

Aubin, Hermann, Prof. Dr., Breslau: Die deutschen Stadtrechtslandschaften des Ostens. Sonderabdruck aus der ausgezeichneten Festschrift: „Vom deutschen Osten“. Max Friederichsen zum 60. Geburtstag herausgegeben von Herbert Knothe. Breslau 1934.

Die deutsche Kulturexpansion nach dem Osten Europas hat während des gesamten Mittelalters einen ihrer wesentlichsten Träger im deutschen Recht gefunden. Mit beherrschender Kenntnis charakterisiert Verfasser das bisher erschienene, leider immer noch lückenhafte Kartenmaterial, das besonders für Oberungarn noch erheblicher Ergänzung bedarf, um endlich einen, wenn auch zunächst nur oberflächlichen Überblick über die Möglichkeit der Feststellung der einzelnen Stadtrechtslandschaften zu gewähren. Bis dahin dürften alle kartographischen Feststellungen mehr oder weniger genau sein. Es ist somit auch der breiten, schraffierenden Art der kartographischen Darstellung — wie es Verf. in seinem Werk tut — der Vorzug zu geben vor der Punktmethode, die erst mit der völligen Erforschung dieses noch in den Kinderschuhen steckenden Zweiges der rechtsgeographischen Darstellung zu ihrem Recht kommen dürfte.

Mit Recht weist Verf. auf die Großräumigkeit der östlichen Stadtrechtslandschaften im Gegensatz zu den kleinräumigen Stadtrechtskreisen Altdeutschlands hin, die er zurückführt auf die Bedingungen der Naturlandschaft. Daß sich diese Großräumigkeit auch im materiellen Recht äußert, dürfte auf der Hand liegen, zumal wenn der Gedanke der Raumgebundenheit des Rechts konsequent zu Ende gedacht und das Recht als Emanation der Landschaft betrachtet wird.

Die geographische Zonengliederung Altdeutschlands findet ihre entsprechende Fortbildung in dem Ausbau der Stadtrechtskreise. Verdienstvoll ist der Hinweis auf die drei Mundartengürtel. Damit schneidet Verfasser die Frage nach dem Stammescharakter der ostdeutschen Stadtrechte an, eine Frage, die noch der wissenschaftlichen Erschließung harret.

Berechtigt erscheint der Hinweis auf die Verbindung der Ausdehnung des deutschen Rechtes in der Mittelzone mit der geopolitischen Gegebenheit der mitteleuropäischen Lößzone, eine Tatsache, die zweifellos bei der Gründung Magdeburgs dieselbe eminente Bedeutung gehabt haben dürfte wie für diese Rechtswanderung. Interessant wäre eine stärkere Betonung und

Herausarbeitung der Bedeutung des Deutschen Ordens für diese Kulturexpansion gewesen.

Eine dankbare Arbeit, wie sie dem hervorragenden Ruf des Verfassers gebührt.

Dr. Markmann.

Franz Eckhart: Die deutsche Frage und der Krimkrieg. Ost-Europa-Vlg., Königsberg i. Preuß., 1931, 224 S., RM. 9.—.

Sehr gut fundierte Darstellung eines Teilgebietes der innerdeutschen Krise vor 1866: die unterschiedliche Stellung der beiden deutschen Hauptmächte zu den orientalischen Fragen. Österreich ohne deutsche Rückendeckung schwankend auf der einen Seite, Preußen auf der anderen Seite noch nicht eingelebt in die großen süddeutschen Aufgaben — die Bismarck erst nach 1866 erkannte —, das ist die Situation, in der sich das Gesamtdeutschtum in dieser Periode in den wichtigsten gesamt-außenpolitischen Fragen befindet und aus der der Konflikt von 1866 erwächst. Ein wertvolles Werk zur gesamtdeutschen Geschichtsschreibung.

Josef Sonntag: Begegnungen mit Bülow und anderen. Vlg. Grüne Briefe und Helingsche Vlg.sanst., Berlin-Leipzig 1935, 230 S.

Ein Buch, das „den Manen eines guten Deutschen gewidmet ist“. Man mag über die Ausführungen des Verfassers zu dem Problem Bülow denken wie man will — manches, was S. aus eigenen Erfahrungen über die deutsche Vorkriegspolitik aufzeichnet, ist nicht zu übergehen. Gewisse Urteile über das deutsch-österreichische Bündnis wären besser unterblieben; man kann sie aber auch als interessanten Beitrag zur Geschichte der Vorkriegszeit bewerten. Der gesamtdeutschen Geschichtsschreibung und dem Kampf gegen die Kriegsschuldflüge ist aber kein Dienst erwiesen, wenn zwischen „Bosnien“ und „Entente cordiale“ nicht der Blick für das Wesen der Dinge gefunden wird. Und da muß man sagen: Bismarck hatte besser die Schwierigkeiten jeder gesamtdeutschen Außenpolitik erkannt und die Tatsache, daß diese Schwierigkeiten ganz unabhängig von Dynastien und Parteien einfach in der Raumlage und in der Aufgabenstellung begründet sind, als Bülow, der nach des Verfassers Zeugnis einfach mit „Haß“ seine mangelnde Erkenntnis der Dynamik des gesamtdeutschen Volksbodens zu ersetzen trachtete.

Willy Hoehn: Wir Brandenburger! E. Runge Vlg., Berlin 1935, 152 S., zahlreiche Abbildungen, RM. 3,40.

In der vom Verlag herausgebrachten Reihe „Deutsches Volk“ ist nunmehr als Bd. 9 die Stammesbiographie des brandenburgischen Neustammes erschienen in der nun schon bekannten vorzüglichen Ausstattung, die die wichtigsten Fragen anschaulich macht: Rodung, Wande-

rung, Baustil, Siedlungsarten und Volkstum und Landschaft charakterisiert.

Nach der Auffassung des Verfassers sind die Brandenburger noch kein Stamm im eigentlichen Sinne, sie sind aber auch keine bloße Sammlung von Staatsbürgern, sondern sind schon durch einen besonderen Auslesetypus gekennzeichnet. Allerdings ist Brandenburg rassistisch und geopolitisch Durchgangslandschaft — Mitteldeutschland dringt heute erobernd vor —, Vertreter aller möglichen Nationen Europas haben hier kolonisiert, so daß die Bildung eines scharf umrissenen Stammtums erschwert ist. Die Aufgabe Brandenburgs und seines Bauernvolks liegt im Osten. Seine eigene Geschichte und der Auftrag des Gesamtdeutschums weisen es dorthin. Zuviel hat sich der Verfasser mit der Wendenfrage befaßt. Manchmal vermeint man eine Art Verteidigung heraus hören zu müssen, die nicht ganz angebracht ist. Im gesamten ist auch dieser Band wieder zu begrüßen.

Hildegard Hoffmann: Landwirtschaft und Industrie in Württemberg, insbesondere im Industriegebiet der Schwäbischen Alb. Junker & Dünhaupt Vlg., Berlin 1935, 170 S., 6 mehrfarbige Kartenbeilagen, RM. 9,—.

Eine vorbildliche Arbeit zu den Fragen der Raumforschung und Landesplanung. „Die glückliche Insel“ steht im Mittelpunkt der Erörterungen, aber es war notwendig, doch auch die einzelnen Ursachen dieser anscheinend glücklichen Wirtschaftslage Württembergs aus den üblichen Verallgemeinerungen herauszulösen. Die Verfasserin hat zweckmäßigerweise nur die Alb als ein „konzentriertes“ Württemberg untersucht und dabei gezeigt, daß die Struktur dieses Landes nicht etwa leicht zu Verallgemeinerndes darstellt, sondern in der historischen Entwicklung, in der Eigenart des Raumes (Klima, Landschaft usw.), in der Befähigung der Bevölkerung und im unternehmungslustigen Typ des württembergischen Wirtschaftlers begründet ist. Das Verhältnis Stadt—Land (viele Kleinstädte, keine Verstädterungsfolgen im Sinne der geopolitischen Auffassung der Verstädterung, vgl. Ztschr. f. Geopolitik 1933, Heft 3) geht auf die vielen örtlichen Splittergewalten früherer Perioden zurück, die jede Zentralisierung von Siedlung und Kultur und damit späterhin auch der Wirtschaft und Industrie verhinderten. In der Anlage des Volkstums liegt die Vorbedingung und der Anreiz zum Aufbau verarbeitender Industrien, die von vornherein nicht zu Ballungen zwingen usw. Ein sehr beachtliches Buch von gründlichster Fundierung und weitem Blick.

Westermanns Deutscher Reichsatlas. Hrg. von F. C. H. Reichel. G. Westermann, Braunschweig 1935, RM. 4,80.

Ein neuartiger Atlantenversuch: Kombination eines Taschenatlas mit statistischen An-

gaben und Schwarz-Weißkarten über alle geographisch erfaßbaren Gegenstände, die für die breitere Öffentlichkeit von Interesse sind. Neben den üblichen Landkarten der deutschen Landschaften finden sich daher Karten des Eisenbahnnetzes, des Straßennetzes, der Rundfunksender, der Gebietsverluste von Versailles, der Rassengliederung, des Auslandsdeutschums usw. Sehr reichhaltig sind die Stadtpläne und Karten einzelner Gebiete: Rügen, Ostseebäderküste usw. Im großen und ganzen ist der Atlas mehr für den Reisenden zugeschnitten. Um kartographisches Schulungsmaterial darzustellen, wäre es notwendig gewesen, den ersten, statistischen, Teil noch mehr in Karten aufzulösen: Karten der deutschen Großstädte, der Volksabstimmungsgebiete, der Hochschulen, der Mundarten usw. wären besser gewesen, als trockene Statistiken. Vielleicht kann bei einer Neuauflage der Atlas in dieser Richtung weiter ausgestaltet werden: das Vorrecht der Anregung kann er bereits für sich buchen.

Major Foertsch: Wehrpflichtfibel. Vlg. Offene Worte, Berlin 1935, 96 S., zahlreiche farbige Tafeln und Photos, RM. 1,—.

Dieses Heft der bekannten Fibelreihe des Verlages gibt Auskunft über alle Dinge, die den angehenden Soldaten interessieren. Nach einer geschichtlichen Einleitung und einer Erläuterung der verschiedenen Wehrsysteme sind die Gesetze und der Aufbau unserer Wehrmacht wiedergegeben und erklärt.

Anleitung zur Untersuchung Wehrpflichtiger und Freiwilliger für die Wehrmacht vom 20. März 1935. Vlg. Offene Worte, Berlin 1935, RM. 1,50.

Enthält den Gang der ärztlichen Untersuchung, die Bedingungen der Tauglichkeit, die Art des militärärztlichen Urteils usw.

Hans Weigmann: Politische Raumanordnung. Hanseatische Vlg.-Anst., Hamburg 1935, 51 S., RM. 1,80.

Ein Querschnitt durch die verschiedenen Kapitel der Planung und Raumordnung. Bemerkenswert die Definition des Raumbegriffs. Die Kunst des Planens tritt in den Hintergrund gegenüber der Erziehung zum Planen. Beim Landesplaner scheint uns das Erfordernis einer geschichtlichen, wehrpolitischen, geographischen, staatspolitischen — also einer geopolitischen — Vorbildung vor dem der technischen und wirtschaftlichen zu rangieren. Die recht greifbaren Schäden der 50 Vorkriegsjahre in Deutschland sind wohl Warnung und Mahnung genug. Weigmann weist jedoch im allgemeinen Wege für Wissenschaft und Praxis, an denen trotz einer nationalökonomisch vorbestimmten Einseitigkeit niemand, der aus der Planungswissenschaft kommt, vorübergehen kann.

Hans F. K. Günther: Die Verstädterung. Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft. B. G. Teubner, Leipzig 1934, 54 S., RM. 1,50.

Schonungslos deckt Günther die Schäden und Nachteile des gegenwärtigen zivilisatorischen Apparates auf. Er bleibt aber nicht am Materiellen und Äußerlichen haften, wie das so gern von Romantikern und Maschinenstürmern gepflogen wird, sondern stößt in das geistige und seelische Gebiet vor, wo die tiefsten Wurzeln der „Verstädterung“ unserer Kultur zu suchen sind. Dementsprechend sind die Schlußfolgerungen des Verfassers, für die wir ein Beispiel zitieren: „Auf Freisassentum allein und auf wuchshaftes Tagewerk allein läßt sich ein Staat germanischer Prägung gründen ... Damit ist die Aufgabe der Entstädterung gestellt. Diese Aufgabe umfaßt aber weit mehr als die Rettung des Bauernstandes, die Ansiedlung erbtüchtiger Familien auf dem Lande, die Verlegung von Fabriken mit ihren Arbeitern in ländliche Gebiete usw.; mit dieser Aufgabe muß sich der Versuch zur Entstädterung der menschlichen Gesinnungen verbinden. Heute zersetzt städtischer Geist das ländliche Lebensgefühl im abgelegensten Dorfe. Die Autostraße bringt den ‚gut zahlenden Fremdenstrom‘ mit seinen fragwürdigen Gestalten und den vielen ‚Wochenende‘ betreibenden unverheirateten Paaren oder den kinderlosen und darum so ‚unbehindert‘ reisenden Eheleuten; die Presse und der Rundfunk berichten vom ‚Neuesten‘, das die Städte bieten, und dem allen scheinen die Bauernschaften auf die Dauer nicht gewachsen zu sein ... Die Entstädterung des Geistes wird also die erste Aufgabe sein ...“ Mit solchen Ausführungen erstet der Geopolitik in ihrem jahrzehntelangen Kampf ein Gefährte von der Seite der Rassenkunde her. Ein Buch also, für das wir Günther dankbar sind.

E. Hinrichs: Deutschland gestern und heute. Geographisch faßbare Auswirkungen nationalsozialistischer Gesetzgebung und Propaganda. Vlg. M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934, 56 S., RM. 0,80.

Ein kurzer Hinweis auf verschiedene geographisch sichtbar werdende Arbeiten des Nationalsozialismus: Autobahnen, Siedlung, Landgewinnung, Bodenmelioration, Industrialisierung usw. Der Inhalt entspricht der Bestimmung: ein erdkundliches Lese- und Arbeitsheft zu sein.

C. Haensel, R. Strahl, Außenpolitisches ABC. 222 S. 8°. Stuttgart 1935. J. Engelhorn's Nachf., kart. 3,50, Leinen RM. 4,80.

Während glücklichere Völker die Welt eroberten, zerrieb der deutsche Mensch in Kleinstaaterei und Glaubenskämpfen seine besten

Kräfte und verlor über den endlosen Streitigkeiten seiner Fürsten den Weitblick, den Sinn für große Politik. Er wurde „Untertan“ im bösesten Sinne dieses Wortes. Die Erziehung des Deutschen zu einem Staatsvolk mit Weltblick — etwa im Sinne des Engländers — muß daher vieles nachholen, was Jahrhunderte ver säumten.

Bücher wie das vorliegende (ein Handwörterbuch der Außenpolitik) sind wohl geeignet, dabei zu helfen. In vielen hundert Stichworten wird das ganze Gebiet der Großen Politik beleuchtet, Begriffe wie „Europäisches Gleichgewicht“, „Expansionspolitik“, „Blockade“ und zahllose andere klargestellt. Nachkriegspakte, Flottenabrüstung, Heeresstärken, Friedensverträge, Kolonialpolitik, Interessenzonen — alles ist zu finden. Die Darstellung ist knapp und klar und sucht auch umstrittenen Dingen mit Objektivität gerecht zu werden.

H. Müller.

Der deutsche Ostraum im Unterricht. Ein Handbuch für den Lehrer. H. Handels Vlg., Breslau 1935, 3. Aufl., RM. 2,60.

Ein Lehrbehelf, den man begrüßen muß. Zahlreiche bekannte Autoren auf dem Gebiet der Ostfragen behandeln alle reichs- und auslandsdeutschen Ostprobleme in kurzen richtunggebenden Ausführungen, die von zahlreichen, zum Teil farbigen Karten unterstützt sind. Gewinnen würde das Büchlein noch durch eine Stilvereinheitlichung der Karten (zum Nachzeichnen auf der Tafel!) und durch ein Kapitel über die kulturelle Leistung des Südostdeutschtums im Rahmen des Gesamtdeutschtums.

D. N. Popoff: Germanismus und Zivilisation. E. Runge Vlg., Berlin 1934, 150 S., RM. 1,80.

Dieses Büchlein eines bulgarischen Gelehrten über die Stellung des Deutschtums in der Welt ist eine interessante Stellungnahme aus einer jungen Balkannation zu dem Deutschtum und seiner Kulturmission. Gewiß keine fachphilosophische Erörterung — die es gar nicht sein will —, sondern ein Bekenntnis eines am deutschen Kulturgut gebildeten Geistes, der mit tiefer Kenntnis des Deutschtums und großer Liebe zum deutschen Volk die Bedeutung des Deutschtums für die Welt und für seine engere Heimat aufzeigt. Wer sich über die auf dem Balkan über uns herrschenden Anschauungen orientieren will, wird an diesem Büchlein nicht vorübergehen dürfen, wenn er auch manchmal andere Gesichtspunkte erwarten mag.

Paul Rohrbach: Weltwandern in der Weltentwende. R. Oldenbourg, München 1934, 308 S., RM. 4,80.

100 Skizzen aus 36 Reisejahren. Man geht mit dem Verfasser den Weg des Wachstums und Werdens des deutschen Volkes vom Über-schwang der Aufstiegsperiode mit all ihren

Fehlurteilen und späteren Fehlschlägen bis zur geläuterten Reife des Urteils über Welt-erleben und Weltgeschehen. Im Vergleich der Auffassungen aus den Anfängen des Jahrhunderts und der Anschauungen von heute liegt der Reiz des Buches, das in seinen knappen Aufzeichnungen sehr viel Stoff zum Nachdenken birgt.

Wir haben's gewagt! Weg und Wollen der Führer in Deutschland und Italien. Hrsg. von R. O. Stahn und F. Bojano. Cotta, Stuttgart 1934, 315 S., 20 Tafeln, RM. 4.80.

Eine Sammlung kurzgefaßter Biographien der Führer des Nationalsozialismus und Faschismus. Lebensgeschichte, Taten und Reden sind geschickt, leicht lesbar und vor allem den Werdegang echten Führertums deutlich veranschaulichend zu einem einheitlichen Bild genialer Leistung zusammengefaßt. Der Vergleich der Entwicklung der neuen Führergeneration bei den zwei ältesten Kulturvölkern Europas zeigt die Wurzeln und Kräfte auf, aus denen mit dynamischer Wucht die Erneuerung der beiden Nationen geboren werden konnte, wie auch die Unterschiede in den Auffassungen der beiden Bewegungen, soweit sie national und kulturell bedingt sind.

In der Biographie des Führers fehlt leider der Hinweis darauf, daß seine Eltern aus dem niederösterreichischen Waldviertel — seit jeher eine der deutschbewußtesten Gegenden Österreichs — abstammen und nicht aus dem Innviertel, wo bekanntlich der Vater Hitlers als Zollbeamter tätig war. Durch den Hinweis auf die Abtretung des Innviertels nach dem Bayrischen Erbfolgekrieg an Österreich wird hinsichtlich der Abstammung der Vorfahren des Führers ein Eindruck erweckt, der dem Grenz- und Auslandsdeutschtum etwas nimmt, worauf es mit Recht stolz ist, und woran es in Zeiten der Not seine stärkste Glaubensstütze findet!

Österreich — Südostraum

Wilhelm Schwarz: Die Heilige Allianz. J. G. Cotta'sche Buchhdlg., Stuttgart 1935, 383 S., RM. 5.—.

Viele Parallelen zwischen dem Völkerbund und der Heiligen Allianz müssen ein Buch, das sich mit dem großen Weltbefriedungsversuch des 19. Jahrhunderts befaßt, als zeitgemäß erscheinen lassen. Und in der Tat, der Ähnlichkeiten sind mehr, als man annehmen möchte. Beide sind nach der allgemeinen Erschöpfung eines innereuropäischen „Kreuzzuges“ von Außereuropäern geboren, beide sind nicht machtpolitischen, sondern schwärmerischen Ideen entsprungen, beide stehen ohnmächtig der sich weiterdrehenden Welt gegenüber und wenn man Griechenland und Abessinien gleichsetzt, dann sind sogar die Ursachen ihres Schei-

terns in ihrer inneren Dynamik einander verwandt.

Schwarz geht den feinsten Verflechtungen, Strömungen und Widerständen innerhalb der Heiligen Allianz nach. Weitschauend umschließt er Ursachen und Schlußfolgerungen in einem Sinne, der der neuen Geschichtsauffassung entspricht oder wenigstens auf den Weg zu ihr führt.

Walther Tritsch: Metternich. Glanz und Versagen. Holle & Co. Vlg., Berlin 1934, 504 S., mehrere Abb., RM. 7.80.

Eine Biographie des Grandseigneurs. Es lag in der Absicht Tritschs, den Metternich vor 1814 als Menschen und Menschentyp in der Welt des höfischsten aller Höfe, am Wiener Kaiserhof, zu schildern. Den Spieler um des Spieles willen, den Verehrer der Schönheit um der Schönheit willen, den Politiker des aristokratischen Prinzips. In epischer Breite, in fast genießerischer, aber feinpointierter Schilderung blättert der Verfasser das Leben dieses Staatsmannes auf, schon im Äußerlichen dem Stil dieser Persönlichkeit gerecht werdend. Von den Wegen der bisherigen Biographen Metternichs weicht Tritsch bewußt weit ab. Er ist der Ansicht, daß eine Gestalt, wie dieser Gegenspieler Napoleons, von politischen Zielsetzungen aus nicht zu verstehen ist, sondern als Typ sui generis aufgefaßt und verstanden werden muß. Uns dünkt, die Anschauung des Verfassers hat manches in neues Licht gerückt und die Diskussion um die Persönlichkeit dieses deutschen Staatsmannes sehr befruchtet.

Helmut Kieslinger: Beiträge zur Wirtschafts- und Siedlungsgeographie von Nordtirol. Wagner'sche Univ.-Buchhandlg., Innsbruck 1935, 83 S., 5 Karten, RM. 3.—.

Eine Untersuchung der Siedlung und Wirtschaft Nordtirols auf Grund der vorhandenen Literatur und amtlicher und privater Quellen. Der Nachweis der Raumgebundenheit wird aus den Karten sehr gut sichtbar.

Kurt Trampler: Deutschösterreich 1918/19. Ein Kampf um Selbstbestimmung. C. Heymanns Vlg., Berlin 1935. 241 S., eine Kartenbeilage. RM. 6.—.

Von S. 46 bis S. 241 eine Urkundensammlung über alle wichtigen die österreichische Anschlussbewegung betreffenden Vorgänge von größter Vollständigkeit. Müheligste Archivarbeit liegt in diesen 200 Seiten, die ein absolut unentbehrlicher Arbeitsbehelf sind und zugleich darüber hinaus als politisches Dokument ihre Wirkung nicht verfehlen können. Im ersten Teil hat der Verfasser eine Einleitung vorangestellt, in der er die spießbürgerliche Dumpfheit der binnendeutschen Politiker der Jahre 18/19 brandmarkt, die nicht imstande waren, der aufflammenden Sehnsucht des deutschösterreichischen

Volkes nach endgültiger Heimkehr ins Reich gerecht zu werden und ängstlich vor den rücksichtslos von den Österreichern trotz Niederbruch, Entente, Invasionen usw. erhobenen Forderungen nach dem Selbstbestimmungsrecht zurückzucken.

Franz Winkler: Die Diktatur in Österreich. Orell Füßli, Zürich 1935, 244 S., RM. 5,60.

Der Verfasser, ehemals österr. Vizekanzler, setzt sich als hoher österreichischer Politiker und gesamtdeutsch eingestellter Mensch mit der Entwicklung Österreichs in den letzten Jahren bis zur dramatischen Steigerung der innerpolitischen Vorgänge in der jüngsten Vergangenheit auseinander. Die Wertungen des Verfassers sind nicht frei von einer gewissen parteipolitischen Gebundenheit, aber vornehm-sachlich und dabei durchaus realpolitisch. Zum größten Teil mehr geschichtliches Referat, ist das Buch doch in mancher Hinsicht Stimme in der politischen Diskussion, an der nicht vorüberzugehen ist.

Ritter Georg: Österreich, die europäische Kolonie des Vatikans. Ludendorffs Vlg., München 1935, 24 S., RM. —,25.

Die kleine Schrift befaßt sich mit der Rolle des Ultramontanismus in Österreich im Sinne der „Los-von-Rom“-Bewegung. Schönerers auf Grund geschichtlichen Materials.

Statistisches Handbuch für den Bundesstaat Österreich. Hrgbn. v. Bundesamt für Statistik, Wien, 1935 (15. Jg.), 264 S., RM. 5,—.

Das Handbuch folgt der üblichen Form amtlicher statistischer Veröffentlichungen. Es fußt auf der österreichischen Volkszählung vom 22. III. 1934.

Bibliographie der Geschichte Österreich-Ungarns 1848—1914. Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1935, 74 S.

Die Bibliographien der Weltkriegsbücherei sind durch ihre Gediegenheit und Fülle des Materials bereits zu unentbehrlichen Arbeitsbehelfen geworden. Das gilt ebenso von dem vorliegenden Band wie von seinem Vorgänger, der die Weltkriegsperiode umfaßt.

Andreas-Hofer-VDA.-Jahrbuch. Vlg. Grenze und Ausland, Pfingsten 1935.

Der VDA. hat sein diesjähriges Jahrbuch dem 125. Todestage des Tiroler Volkshelden Andreas Hofer gewidmet. Unter den zahlreichen Beiträgen aus bekannten Federn, die sich neben der Geschichte Hofers das ganze Auslandsdeutschtum zum Vorwurf gemacht haben, erwähnen wir besonders: Maßmann, „Wirtschaftskräfte im Volkstumskampf“ und Zillich, „Deutsches Lied in Siebenbürgen“. Maria Kahle, Henlein, Rainalter, Ullmann, Meynen, Bruno Brehm und viele andere kommen ebenfalls zu Worte. Kunstdrucktafeln verschönern das Heft.

Elemer Hantos: Die Neuordnung des Donauraumes. C. Heymanns Vlg. und Österr.

Wirtschaftsvlg., Berlin-Wien 1935, 192 S., RM. 6,50.

Hantos, der bekannte Donauraum-Politiker und Verfechter eines Donau-Wirtschaftsraumes, tritt in der vorliegenden Arbeit neuerdings für eine lose Zusammenfassung der Donauländer ein, die die einzige Lösung der latenten Krise dieses Raumes sein soll. Wohl stellt Hantos die Politik vor die Wirtschaft — die Zerrissenheit scheint uns ja überhaupt nur von den politischen Dingen verursacht —, seine Untersuchung beschäftigt sich aber doch in erster Linie nur mit den wirtschaftlichen Verhältnissen. Wir sind der Ansicht, daß an wirtschaftlichen Plänen und Untersuchungen über den Donauraum schon genug geleistet wurde. Es mangelt eben immer noch an politischen Voraussetzungen für eine Einigung, die u. E. auch nicht in der italienisch-französischen Vereinbarung von 1935 liegen. Ob Hantos nicht allzusehr an das Vorbild Naumanns gemahnt?

Ernst Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume. Vlg. E. Reinhardt, München 1935, 323 S., 39 Abb., RM. 12,50.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die Mundart ihrem Träger unlösbar verbunden ist, stellt Schwarz an Hand der Mundarterforschung in Verbindung mit den geschichtlichen Zeugnissen die Besiedelungsgeschichte des Sudetenraumes und des nördlichen Karpathenbogens in ein neues Licht. Mit erstaunlich reichem Material und einer bis ins kleinste gehenden Untersuchung baut der Verfasser seine Schlußfolgerungen über die Herkunft der deutschen Siedler auf. Die Erforschung des Südostdeutschtums ist mit diesem Werk um ein großes Stück vorwärtsgedrungen.

Zu erwägen wäre bloß, ob die Haftbarkeit der Mundart wirklich so groß ist, wie der Verfasser annimmt. Bei den schwäbischen Neusiedlern in Mecklenburg läßt sich z. B. feststellen, daß die junge Generation reines Platt spricht mit dem Erfolg, daß die Verständigung zwischen Eltern und Kindern schwierig wird. Bedenken muß man gegen die Kartendarstellung erheben: die mit größter Sorgfalt eingetragenen Grenzziehungen lassen sich infolge der Anwendung der einfachen Schwarzweißmethode sehr schwer so genau lokalisieren, wie es notwendig wäre.

Das Königreich Südslawien. Hrsg. von F. Thierfelder in Verbindung mit dem Südostausschuß der Deutschen Akademie. Univ.-Vlg. von R. Noske, Leipzig 1935, 262 S., zahlr. Abb., RM. 7,50.

Wir begrüßen jede Förderung der Kenntnis des Ostens im deutschen Volk. Die mit dem vorliegenden Band über Südslawien beginnende Reihe über „die Südoststaaten in Einzeldarstellungen“ scheint allen Anforderungen zu ent-

sprechen, die an eine solche gründlich durchdachte und ausgestattete Einführungsliteratur zu stellen sind. Beiträge von K. Haushofer, J. März, G. Wirsing, F. W. von Oertzen, E. Heymann und anderen runden das Bild eines der interessantesten Südoststaaten nach allen Seiten ab. Man könnte sich vorstellen, daß dieses Buch als Lehrbuch für besonders in den Ostfragen sich schulende Deutsche zu verwenden wäre.

„Revue Internationale des Etudes Balkaniques.“ Belgrad 1935.

Von der im Märzheft der „Zeitschrift für Geopolitik“ angezeigten und besprochenen Internationalen Balkanzeitung des Belgrader Balkaninstituts ist der zweite Band erschienen, der den Titel führt „Les Balkans, leur Passé et leur Présent“. Er ist wie der erste ebenso umfangreich (an 300 Seiten) wie inhaltlich gewichtig. Der weitgespannte Bogen von Vorgeschichte, Sprachwissenschaft, Volkskunde bis zur politischen Geschichte und Wirtschaft wird von den 27 Beiträgen ausgemessen, die wieder Freunde und Kenner Südosteuropas aus allen Ländern zusammenfassen. Viele davon bedienen sich der deutschen Sprache als Mittlerin; wir dürfen nie vergessen, welche Bedeutung es für unser Wirken in andere Kulturen hinein hat, daß mancher Wissenschaftler und Politiker an deutschen Schulen studiert hat oder sich als Bürger oder Nachbar der Habsburger Monarchie mit deutschem Kulturgut früh vertraut machen konnte. Der Schatz an Ansehen, den wir besitzen, muß sorgfältig gepflegt werden, denn Generationswechsel und politische Freundschaften haben vielfach andere Sprachen und ihre Kulturgüter in eine Vordergrundstellung gebracht, die uns jetzt besonders zum Einsatz aller Leistung veranlassen muß, damit wir uns nicht überholen lassen. Von deutschen und deutsch geschriebenen Beiträgen nennen wir (fast jeder Aufsatz würde eine eigene Würdigung rechtfertigen): Joseph Strzygowski, Balkankunst; Kretschmer, Sprachliche Vorgeschichte des Balkans; Nilsson (Lund), Altgriechische Religion; Patsch, Die römische Grenzwehr der Balkanhalbinsel an der Donau; Dölger (München), Die mittelalterliche Kultur auf dem Balkan; Corović, Die Entstehung der unabhängigen Balkanstaaten; Schneeweiß, Allgemeines über das Folklore auf dem Balkan; Egreš Čabei (Tirana), Sitten und Gebräuche der Albaner; Ulmanski (Agram), Die Landwirtschaft am Balkan. Die Raumwissenschaft ist durch den einleitenden Aufsatz des Unterzeichneten „Der Balkan und seine Meere“ vertreten.

März.

Gesemann, Gerhard: Der Montenegrinische Mensch. (In: „Bericht über die Studienjahre 1931/32 und 1932/33 der Deutschen Universität in Prag.“)

Gesemann, Gerhard: Helden, Hirten und

Hajduken. Montenegrinische Volksgeschichten. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. Band II der „Bücherei Südosteuropa, Völker und Länder in Dichtung und Darstellung“, herausgegeben in Verbindung mit dem Südostausschuß der Deutschen Akademie.“

Der Prager Professor kann heute als unser bester Kenner südslawischen Volkstums gelten. Diese beiden Bändchen, von denen das zweite 63 Kurzgeschichten mit einer Erläuterung, das erste eine streng wissenschaftliche Untersuchung vom Standpunkt der Soziologen und Volkskundler aus enthält, in die ebenfalls viele Kurzgeschichten als Muster eingeflochten sind, sind auch deshalb bemerkenswert, weil aus ihnen erkennbar wird, wie sehr die Landesnatur Montenegros, die kleine Einheiten schafft, erhaltend gewirkt hat, so daß bis in unsere eigene Zeit hinein das Kanton- und Stammeswesen die Grundnote abgab. Volkwerdung, Sippenwesen, Erhaltung des eigenen Blutes, heroische Haltung, die auch den Durchschnitt verpflichtet, den Guten aber zur steten Bewahrung im Wettkampf zwingt, Züchtung der männlichen Eigenschaften, sind so klar herausgeschält, daß Europa, das so gern lächelnd vom „Land der Hammel-diebe“ sprach, daran lernen könnte, was Volk und Volksgemeinschaft, Rassenstolz und männliche Haltung heißt. Dann würde auch besser verstanden werden, warum das heutige Deutschland im Großen zu den ewigen Gesetzen gefunden hat, die dort unten im Südosten ein kleines Volk in Jahrhunderten erprobt hat. März.

Rudolf Schricker: Volk in Ketten. Das Erbe von Trianon. Batschari-Vlg., Berlin 1935, 97 S., zahlreiche Abb., RM. 2,20.

Eine von Photos, Karten, Diagrammen und Faksimiles wirksam unterstützte scharfe Auseinandersetzung mit dem Vertrag von Trianon und den Folgen, die er dem ungarischen Volke brachte. Besondere Aufmerksamkeit wird den ehemals ungarischen Teilen der Tschechoslowakei gewidmet. Den deutschen Leser wird besonders die Beachtung interessieren, die man in Ungarn dem tschechisch-sowjetistischen Bündnis zuwendet.

Handbuch für Donaureisen. Jubiläumsausgabe 1835—1935. Herausgegeben von der Pressestelle der Ersten Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, Wien 1935.

Mit 288 Seiten, einem großen Bildteil, zahlreichen Textillustrationen und Karten präsentiert sich dieses „Handbuch“ nicht nur als Reiseführer, sondern auch als wissenschaftlicher Führer in den Donaauraum. Erste wissenschaftliche Kräfte haben Beiträge über alle Stoffkreise geliefert. Natur, Geistesleben, Staatsleben kommen zu Wort und sind in der Darstellung geschickt zwischen die Angaben für Reise und Wanderung eingestreut. Ein gefälliges Buch.

Amerika¹⁾

6. **Colin Ross:** Mit Kind und Kegel in die Arktis. 218 S., 1 K., 50 Abb. Brockhaus, Leipzig 1934. Geh. RM. 3,65, Ln. RM. 4,60.

Zu den vielen Reisebüchern des bekanntesten und besten deutschen Reiseschriftstellers ein neues mit Berichten aus dem letzten, ihm unbekannten „Erdeil“. Auf den Spuren seiner Vorfahren wandelnd, hat die Familie Roß wiederum viele kleine und große Abenteuer erlebt, die genau so lebendig erzählt werden wie in den früheren Schilderungen. Immer wirft R. mitten in der Reiseschilderung einen Seitenblick oder Ausblick auf Kultur, Wirtschaft und Zukunft seiner Reiseländer, immer beweist er eine schnelle und kluge Beobachtungsgabe für alle Dinge der Umwelt, ob sie nun ethnologischer Art sind oder die Frage des zukünftigen Luftverkehrs über den Pol betreffen.

7. **Armin O. Huber:** Bei roten und weißen Abenteurern in Kanada. 179 S., 8 Abb., 1 K. Strecker & Schröder, Stuttgart 1932. Kt. RM. 3,60, Ln. RM. 4,80.

H. hat so ziemlich alles erlebt, was ein wildwest-sehnsüchtiger Junge in Westkanada erleben zu können glaubt, und hat es auch durchaus jungenhaft geschildert. Weder eine Reiseschilderung, noch eine spannende Wildwesterzählung, sondern der schüchterne Versuch, beiden gerecht zu werden. Wir ziehen die Werke A. E. Johanns entschieden vor.

8. **Oscar Schmieder:** Länderkunde Mittelamerikas. 182 S., 39 K., 24 Abb. Deuticke, Leipzig und Wien 1934.

Man möchte sagen, zur Zeit regnet es Länderkunden, aber sehr gute. Sch. geht sehr schnell nach dem alten Schema vor, um dann den Hauptteil der Arbeit den Einzellandschaft-

ten zu widmen, wobei er mit den Antillen anfängt und dann erst auf Zentralamerika zu sprechen kommt. Mit Recht gehört Mexiko zu diesem Bunde und nicht zu dem nordamerikanischen. Jede Einzellandschaft wird nach äußeren Bild, ausführlich ethnologisch nach der Indianerkultur und nach der Kolonialentwicklung untersucht. Auch hier, wie in dem Afrikaband von Klute, steht die Anthropogeographie im Vordergrund. Das Literaturverzeichnis ist eine einzigartige, erschöpfende Sammlung. 18 Bände der auf 31 berechneten „Enzyklopädie der Erdkunde“ sind nunmehr erschienen.

9. **Bruno Garsch:** Der Einfluß der Jesuitenmissionen auf den Wandel der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft im Stromgebiet des Paraguay-Parana während des 17. und 18. Jahrhunderts. 150 S., 6 K. Franke, Breslau 1934.

Hinter dem ungewöhnlich langen Titel verbirgt sich eine ausgezeichnete Monographie zur Landeskunde Paraguays mit gut belegten Schilderungen der Entwicklung zu diesem merkwürdigen Jesuitenstaatsgebilde. Die Begriffe der Urlandschaft und Kulturlandschaft sind klar auseinandergehalten und aufeinander abgestimmt.

10. **Theodor Koch-Grünberg:** Am Roirima. 159 S., 1 K., 24 Abb. Brockhaus, Leipzig 1934. Ln. RM. 2,50.

Dem Völkerkundeforscher K.-G. wurde mit diesem Bande, der aus seinen Tagebüchern zusammengestellt ist, ein würdiges Denkmal gesetzt. Selten hat ein Forscher Mensch und Landschaft so verstanden wie dieser „Südamerikaner“. Ein feines, von stillem Humor durchzogenes Buch.

¹⁾ Schluß der Büchertafel Hans Hummel aus Heft 10.

Die beiden beiliegenden Werbeblätter: „Vom Erleben zum Verstehen der Völker“ (R. Oldenbourg Verlag, München) und „Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamtes“ (Verlag für Sozialpolitische Wirtschaft und Statistik, Berlin) machen unsere Leser mit einigen sehr bemerkenswerten Büchern bekannt.

Max Grühl

Abeßinien

die Zitadelle Afrikas

Großoktav, reich illustriert mit guten Karten
Kartonierte RM 3.50, Ganzleinen RM 4.80

**Presse-
Urteile**

„An die Spitze der uns zugegangenen Bücher möchten wir das Buch von Max Grühl setzen, und zwar vor allem deshalb, weil der Verfasser nicht nur über eine ausgezeichnete Kenntnis von Land und Leuten verfügt, sondern auch den besonderen deutschen Interessen in Abeßinien eine eingehendere Darstellung widmen kann.“ (Kölnische Zeitung. 15. 9. 36)

„Am meisten zu empfehlen unter den bisher vorliegenden Abeßinienbüchern ist Max Grühls . . . Sein Buch enthält vor allem außerordentlich aufschlußreiches Material über die Geo- und noch mehr über die außerordentlich verwickelte Ethnopolitik des Landes.“ (Dresd. Neueste Nachr. 19. 9. 36)

„Unter den Erscheinungen der deutschen Abeßinien-Literatur muß als das beste und grundlegendste Buch das Werk von Max Grühl hervorgehoben werden.“

... „Ungleich anderen politischen Tageserscheinungen ist dieses Buch nicht vom hastigen Willen zur Sensation diktiert worden.“

(Hochschule und Ausland, Berlin. Oktoberheft 1936)

„Was Abeßinien ist, und wieso es die Welt von heute besonders interessiert, hat man aus ihm klarer gesehen, als aus manchen anderen, die heute in dieser Hinsicht mit größerer Anmaßung auftreten.“

(Echleßsche Zeitung. 21. 9. 36)

Z u b e z i e h e n d u r c h j e d e B u c h h a n d l u n g

Schlieffen-Verlag • Berlin SW 11

Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung

Herausgegeben mit Unterstützung amtlicher Stellen von Major Privat-Dozent Dr. Kurt Hesse

Die Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung verfolgen den Zweck, das kriegswirtschaftliche Problem in seiner Gesamtheit zur Darstellung zu bringen. Sowohl auf Grund der Erfahrungen des Weltkrieges wie angesichts der besonderen kriegswirtschaftlichen Vorbereitungen aller Großmächte wird hier eine dringliche Aufgabe erfüllt; liegen doch bis heute nur Einzelarbeiten auf diesem Gebiete vor und fehlt es an einer einheitlichen Betrachtung der zahlreichen kriegswirtschaftlichen Fragen.

Bisher sind erschienen:

Der kriegswirtschaftliche Gedanke. Von Major Priv.-Dozent Dr. Kurt Hesse.

Die industrielle Kriegswirtschaft Englands 1914—18. Von Dr. Karl Römermann.

Ökopolitik der Großmächte unter kriegswirtschaftlichen Gesichtspunkten. Das japanische Beispiel. Von Oberregierungsrat Dr. Fritz Fezer.

Die kriegswirtschaftliche Verfassung Italiens. Stoff und Geist im modernen Krieg. Von Oberst a. D. Rudolf Ritter und Eder von Zylinder.

Bevölkerungsentwicklung unter kriegswirtschaftlichen Gesichtspunkten. Von Dr. Gotthold Mühlner.

In kurzen Abständen werden nachstehende Arbeiten folgen:

Krieg und Finanzen. Von Archivrat Dr. Hermann Pantlen.

Führungsprobleme in der Kriegswirtschaft. Von Prof. Freiherr von Bissing.

Die Organisation der deutschen Kriegswirtschaft während des Weltkrieges. Von Archivrat Dr. Diedmann.

Die Organisation der deutschen Kriegsbroschenschaft im Weltkrieg. Von Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld.

Elemente der Rohstoffversorgung. Von Prof. Dr. Friedr. Bergius.

Die Statistik in der Kriegswirtschaft. Von Privat-Dozentin Frau Dr. Charlotte Lorenz.
Energiewirtschaft als Grundlage der Kriegswirtschaft. Von Hauptmann Dr. Ezimatis.
Deutsche Kriegsmetallwirtschaft 1914—18. Von Dr. Bernhard Poll.

Kriegswirtschaftsrecht. Von Prof. Dr. Ernst Rudolf Huber.

Die wirtschaftliche Mobilmachung in den Vereinigten Staaten von Amerika. Ein Beispiel kriegswirtschaftlicher Organisation. Von Major Warlimont.

Das kriegswirtschaftliche potentiel de guerre Frankreichs. Von Oberleutnant Rohde.

Der Preis eines jeden Heftes im Umfang von 4—5 Bogen beträgt RM 1.80. Bei Subscription auf die Gesamtreihe (Umfang etwa 24 Hefte) ermäßigt sich dieser Preis auf RM 1.50 pro Heft. Die Subscriptionsfrist erlischt mit Erscheinen des zwölften Heftes. Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen gern zur Verfügung.

HANSEATISCHE VERLAGSANSTALT HAMBURG